

Antwort auf die Sammelrezension¹ von Maren Röger in der Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 70 (2021), S. 503–504, von Anne S. Respondek

Da die Rezension einer Masterarbeit in einer Fachzeitschrift geeignet ist, sich auf den weiteren Lebenslauf auszuwirken, möchte ich zu der Rezension meiner 2019 veröffentlichten Masterarbeit von Maren Röger Stellung nehmen. Zunächst fällt auf, dass es insgesamt schwierig erscheint, daraus eine konstruktive Kritik abzuleiten. Wesentliche Kritikpunkte scheinen von einem Missverständnis herzuführen: Die Drucklegung des Werkes erfolgte zwar 2019, sie ist aber eine auf ausdrücklichen Wunsch des Verlags hin unveränderte Fassung meiner 2014 eingereichten und bewerteten Masterthesis. Die Bewertung des Werkes sollte aus der Perspektive des Forschungsstandes des Jahres 2014 erfolgen: Zu diesem Zeitpunkt war die Thesis in methodischer Hinsicht durchaus innovativ: Das methodische Vorgehen findet in Rögers Rezension keine Erwähnung – weder die bisher in der Forschung zu Wehrmachtsbordellen noch nicht angewandte intersektionale Methode mit der Analyse der rassistischen, sexistischen und klassistischen Diskriminierungsdimensionen, die zur Verbringung ins Wehrmachtsbordell führten, noch das Kapitel über soldatische Freier (ein Thema, das bisher in der Forschung noch nicht angesprochen wurde).

Höchst problematisch erscheint mir Rögers Vorwurf, dass meine Literaturrecherche erhebliche Lücken aufweise, konnten doch ihre eigenen Studien sowie Joanna Ostrowskas Monografie über Zwangsprostitution in Polen während des Zweiten Weltkriegs wegen der zeitlichen Abfolge nicht eingearbeitet werden. Rögers Monografie erschien 2015, die von Ostrowska 2018. Mithin war es mir also gar nicht möglich, die beiden genannten Publikationen zu erwähnen oder einzubeziehen. Die Publikation meiner Thesis erfolgte unter der Prämisse, sie so zu veröffentlichen, wie sie eingereicht worden war.

Dresden

Anne S. Respondek

Entgegnung der Rezensentin

Den meisten Wissenschaftler:innen dürften es kennen, dass vom Verfassen bis zur Publikation ihrer Forschungsergebnisse Zeit vergeht – manchmal mehr als wünschenswert. Falls sich in der Zwischenzeit der Forschungsstand signifikant ändert, gibt es – je nach Art der Publikation und der Dauer – zwei Optionen: entweder Umschreiben und neue Erkenntnisse einbeziehen oder aber Fußnoten in Einleitung oder Vorwort setzen, in denen auf die neuen Publikationen zumindest verwiesen wird. Nichts von beidem zu tun, halte ich für kritikwürdig, auch, trotzdem oder gerade wenn das Nichthandeln institutionenzentriert begründet wird: Ein Verlag sollte niemandem dazu raten, eine fünf Jahre zurückliegende Qualifikationsarbeit unverändert zu publizieren, wenn sich der Forschungsstand verändert hat – und erst recht nicht einer Verfasserin einer Masterarbeit, die weiter in demselben Themenfeld promoviert. Dies kritisiert die Rezension, die nicht zuletzt auf Teile des Buchmarkts abzielt.

Leipzig

Maren Röger

¹ ANNE S. RESPONDEK: „Gerne will ich wieder ins Bordell gehen ...“. Maria K.'s „freiwillige“ Meldung für ein Wehrmachtsbordell, Hamburg 2019; JOANNA OSTROWSKA: *Przemilczane. Seksualna praca przymusowa w czasie II wojny światowej* [Verschwiegene. Sexuelle Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkriegs], Warszawa 2018.

Nathalie Kálnoky: The Szekler Nation and Medieval Hungary. Politics, Law and Identity on the Frontier. Übers. von Farkas Kálnoky. Bloomsbury Academic. London – New York 2020. XVII, 240 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-1-7883-1482-4. (€ 130,—)

Nathalie Kálnoky, Mitglied im Zentrum für Rechtsgeschichte und Anthropologie der Universität Paris-Nanterre und spezialisiert auf die Geschichte des Rechts und der Institutionen in Ungarn und im Fürstentum Siebenbürgen im Mittelalter und in der Neuzeit, bietet mit diesem Werk eine konzise Darstellung der Szekler (Szekely) zwischen dem 13. und 16. Jh. Im Mittelpunkt stehen dabei die soziale und rechtliche Organisation dieser Volksgruppe sowie deren Eingliederung im Ungarischen Königreich bis zum Jahr 1562, als Fürst Johann I. von Siebenbürgen das Szekler Recht stark einschränkte.

Die in zwei Hauptteile gegliederte Arbeit basiert im Wesentlichen auf der inhaltlichen und statistischen Auswertung der anhand von Editionen und Regestenwerken zusammengestellten Quellen. Im ersten Teil zeichnet K. ebenso die wichtigsten Theorien zur Herkunft der Szekler nach wie die Etappen ihres Weges von einem militärischen Hilfsvolk innerhalb des Ungarischen Königreichs bis zu ihrer Niederlassung im 13. Jh. im Szeklerland. Wie die Autorin mehrfach (S. 24 f., 38) betont, gelang den Szeklern die Wahrung ihrer Unabhängigkeit und Gewohnheiten, während andere militärische Hilfsvölker mit der Zeit assimiliert wurden. Der König wies ihnen im Gegenzug für den von ihnen geleisteten Grenzschutz nicht nur Land im Osten Ungarns zu, sondern bestätigte auch die Beibehaltung ihres auf Militärrecht und Klanstrukturen basierenden Gewohnheitsrechts sowie ihre kollektiven Privilegien, deren Grundzüge im Weiteren von K. als Basis für den zweiten Teil näher erläutert werden. Dabei skizziert sie die Verwaltung und Organisation der Szekler Nation (u. a. die autonomen Verwaltungseinheiten der sog. Szekler Stühle, Klanstruktur) auch in ihrem Verhältnis zu den Strukturen Siebenbürgens, zur Kirche und zu den königlichen freien Städten.

Im zweiten Teil widmet sich K. sodann ausführlich dem Gewohnheitsrecht der Szekler in seiner Praxis und Niederschrift. Ausgehend vom zunehmenden Druck von außen und Konflikten innerhalb der Szekler Nation wurden deren Privilegien und die Eigenheiten des mündlich tradierten Gewohnheitsrechts im 15. und 16. Jh. nach und nach schriftlich festgehalten und bestätigt. Die Autorin positioniert sich in ihrer Interpretation dieser Kodifikationen deutlich, indem sie betont, dass diese nicht den Anfang vom Ende der Szekler, sondern die „apotheosis of Szekler law“ (S. 73) bedeutet hätten, auf die sich die Szekler zum Schutz ihrer Identität und Privilegien in der Folge immer wieder beriefen. Daran anschließend legt K. in ihrer Untersuchung des Ablaufs von Rechtsprozessen der Szekler und der Herausarbeitung der für einen Prozess relevanten Akteure überzeugend dar, wie sehr das seit der Landnahme auf komplexen Klanstrukturen und einer militärisch-rechtlichen Doppelspitze basierende Gewohnheitsrecht das Verhältnis dieser Volksgruppe untereinander ebenso wie zu dem ungarischen Adel, dem Woiwoden von Siebenbürgen, den umliegenden Städten und dem König selbst prägte. So entschied etwa die Zugehörigkeit zu einem Klan über den Zugang zum höchsten Richteramt und zu den wichtigsten militärischen Würden innerhalb der Szekler Gemeinschaft. Dabei spricht K. auch Widersprüche wie z. B. hinsichtlich des für die führenden Klane so wichtigen Primipilats, d. h. des erblichen Besitzes der wichtigsten Gebiete des ursprünglich kollektiv besessenen Klanlandes (S. 113 ff., 133), an oder hinterfragt von der Forschung falsch interpretierte Begriffe wie *judex regii* („crown judge“, S. 111 f.). Durch die Analyse zahlreicher Rechtsdokumente und -streitigkeiten über Landbesitz gelingt es der Autorin abschließend herauszuarbeiten, wie Einzelpersonen nach und nach – trotz des Szekler Rechts, das Grundbesitz als Kollektivbesitz betrachtete – zu eigenem Besitz gelangen und diesen innerhalb der Familie vererben konnten. Sie zeigt zudem, wie sich Szekler in strittigen Besitzfragen auf ihre kollektiven Privilegien beriefen und so ihren Grundbesitz vor Zugriffen des Königs und ungarischer Adelliger schützten. Besprochen werden in diesem Zusammenhang auch die Regeln hinsichtlich der Vererbung von Besitz an Frauen, die darauf ausgelegt waren zu verhindern, dass der Besitz an Nicht-Szekler fallen konnte.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich im Wesentlichen um die Übersetzung von K.s 2004 approbierter und zwei Jahre danach publizierter Dissertation.¹ Dies zeigen auch die Bibliografie und der Anmerkungsapparat, in denen kaum eine Publikation aus der Zeit nach 2001 zu finden ist. Lediglich zwei, wohl dem erweiterten Zielpublikum geschuldete Supplemente zu englisch- und französischsprachigen Veröffentlichungen bieten jüngere Forschungsergebnisse, vor allem jene von K. selbst. Pluspunkte sind ohne Zweifel die Verweise auf online verfügbare Quellen, Editionen und Regestenwerke, die Übersetzung der Szekler Konstitutionen von Udvarhely und Agyagfalva von 1505 und 1506 sowie die zahlreichen Karten und Tabellen (statistische Darstellungen der Forschungsergebnisse, genealogische Tabellen, Toponyme der Städte Siebenbürgens und der Dörfer der Szekler etc.). Für Einsteiger in die ungarische Geschichte des Mittelalters dürften das Glossar zu den wichtigsten Begriffen und die Liste der ungarischen Herrscher besonders hilfreich sein. Ergänzt wird das Buch durch Illustrationen und einen Index.

Wien

Sonja Lessacher

¹ NATHALIE KÁLNOKY: Les Constitutions et Privilèges de la Noble Nation Sicule. Acculturation et maintien d'un système coutumier dans la Transylvanie médiévale, Budapest u. a. 2004. Ungarische Fassung: NATHALIE KÁLNOKY: A Nemes Székely Nemzet Konstitúciói és Privilégiumai, Csíkszereda 2007.

Literatur und Kultur zwischen West und Ost. Imagination, Kommunikation und Wahrnehmung in regionalen Kulturräumen. Festschrift für Paul Martin Langner zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Artur Dariusz Kubański und Isabel Röskau-Rydel. V & R unipress. Göttingen 2020. 216 S. ISBN 978-3-8471-1239-6. (€ 40,–.)

Der Band, eine von Artur Dariusz Kubański und Isabel Röskau-Rydel für ihren Krakauer Kollegen Paul Martin Langner – Professor für Germanistik an der Pädagogischen Universität – hrsg. Festschrift, kommt bescheiden ganz in Grau daher – zwischen den Buchdeckeln tut sich jedoch Einiges. Die Beiträge polnischer und deutscher Germanist:innen spiegeln die diversen Forschungsschwerpunkte des Gelehrten wider: die Rezeption von Friedrich Hebbels Werken, Kulturkontakte zwischen West und Ost in Literatur, Theater und Musik. Der Gefeierte baute seit seiner Anstellung in Krakau 2003 eine „Brücke zwischen zwei Ländern, die er gerne als Grenzgänger hin und wieder betritt“ (S. 12). Er erforscht deutsch-polnische Kulturkontakte vom Mittelalter bis in das 19. Jh. hinein. Seit 2014 ist er zudem Präsident der Hebbelgesellschaft in Wesselburen und zugleich Herausgeber des *Hebbel-Jahrbuchs*.

Wesselburen, Hebbels Geburtsort, den der Autor selbst als „Einöde“ bezeichnet hatte, wurde Langner in den 1980er Jahren zum Wohnort, als er sich hier seiner Promotion über Hebbel widmete. Zu den weiteren interessanten Autor:innen, mit denen sich Langner in seiner Laufbahn beschäftigte, zählt der spätmittelalterliche Dichter Michel Beheim. Darauf verweist in ihrem klugen Beitrag Karina Kellermann. Beheims Werk, das schon zu seinen Lebzeiten große Verbreitung fand, umfasst vornehmlich Ereignisdichtung und politisch-didaktische Lieder, die „teils kommentierend, teils agitierend, mal didaktisch, mal panegyrisch ausgerichtet“ sind (S. 54) und besonders die Türkeengefahr für Europa unaufhörlich beschwören – den „Kulturkontakt“ mit dem (Süd-)Osten also, damals, bei Beheim, freilich ein Desaster, eine unheilvolle Bedrohung für das gesamte Abendland.

Der Band behandelt im ersten von vier Blöcken die Rezeption von Hebbels Werken, einerseits in Polen, wie Grażyna Barbara Szeńczyk fundiert am Beispiel des Stücks *Maria Magdalena* wiedergibt. 1885 zum ersten Mal im Krakauer Theater aufgeführt, machte es Hebbel wegen seiner modernistischen Ästhetik besonders interessant für polnische Intellektuelle (S. 25). Andererseits geht es um die Rezeption bei Heiner Müller. Humorvoll stellt Hans-Christian Stillmark dar, wie Müllers Vater seinem Sohn ‚den Hebbel‘ statt

Casanovas Memoiren in die Hand drückte. Welch ein Tausch! Und welche Wirkung das Hebbelsche Werk auf den jungen Heiner Müller hatte – er beschloss, fortan selbst Stücke zu schreiben. Bleibt nur die Frage: Was hätte Heiner Müller getan, hätte er stattdessen doch den Casanova gelesen!?

Der zweite Block behandelt – etwas weniger stringent – Kommunikation und Kulturkontakte. Neben dem schon erwähnten Beitrag zu Beheim sind hier auch Texte zu Theodor Herzl, Eva Menasse und Richard Maria Werner vertreten. Im dritten Block, der vom zweiten schwer abzugrenzen ist und daher die Gliederung etwas fraglich macht, widmen sich die Beiträger:innen der Literatur und dem Theater. Neben Überlegungen zu Ernst Jüngers theologischer Fundierung der Metaphysik, Reaktionen auf die Verleihung des Literaturnobelpreises an Peter Handke in der polnischen Presse und zeitgenössischen *Parzival*-Bearbeitungen im Theater steht hier besonders der Raum als Kategorie im Fokus: einerseits der deutsch-polnische Grenzraum sowie andererseits die Landstraße als „literaturhistorisch besetzter Topos“, der zugleich als „visueller Ort des dramatischen Geschehens und als sprachliche Schöpfung“ relevant sei (S. 131, Hervorheb. im Orig.). Im finalen Block stehen schließlich Musik und die Übertragung von polnischen Texten in andere Sprachen im Fokus. Die Stärke des vorliegenden Bandes liegt sicherlich darin, dass der oder die an deutsch-polnischen Kulturkontakten interessierte Leser:in darin zumindest einen für sie oder ihn relevanten Beitrag findet, da der Band Unterschiedliches vereint. Das ist zugleich auch seine Schwäche.

Beograd

Ana-Maria Schlupp

Jerzy Michalski: Studia i szkice historyczne z XVIII i XIX wieku. [Historische Studien und Skizzen aus dem 18. und 19. Jh.]. Arcana. Kraków 2020. 852 S. ISBN 978-83-65350-61-9. (PLN 49,35.)

Bei dem rezensierten Werk handelt es sich (was allerdings nur aus dem Vorwort, nicht aber aus den Titeldaten hervorgeht) um den dritten Band der gesammelten Schriften von Jerzy Michalski (1924–2007), dem – neben Władysław Konopczyński und Emanuel Rostworowski – bedeutendsten Experten für die polnische Geschichte des 18. Jh. 2011 wurden die ersten beiden Bände seiner gesammelten Schriften veröffentlicht.¹

Während des Zweiten Weltkriegs studierte er heimlich Geschichte in Warschau und Krakau als Schüler von Konopczyński und Józef Feldman. Seit 1945 war er Assistent an der Universität Warschau. 1949 verteidigte er seine Dissertation über die Bemühungen um eine Kodifizierung des polnischen Rechts unter Stanislaus II. August. In demselben Jahr wurde er von der Lehre ausgeschlossen und zwei Jahre später wegen seiner Unnachgiebigkeit gegenüber den Kommunisten von der Universität entlassen. Ein ähnliches Schicksal ereilte auch andere Historiker, die sich dem kommunistischen Regime nicht unterwerfen wollten, darunter Konopczyński und Rostworowski. Beide durften zwar ihre wissenschaftliche Arbeit fortsetzen, aber nicht mehr lehren. M. war nacheinander bei der Gesellschaft der Geschichtsliebhaber (Towarzystwo Miłośników Historii), in der Abteilung für Wissenschaftsgeschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften (PAN) und schließlich am Institut für Geschichte der PAN tätig. M.s wissenschaftliches Interesse konzentrierte sich auf die polnische Geschichte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jh., die er vor einem breiten europäischen Vergleichshintergrund darstellte. Er befasste sich mit der Geschichte der Diplomatie, des Rechts, der Kultur, der Mentalität, der Ideen und der Wissenschaft. Zu jedem dieser Bereiche veröffentlichte er maßgebliche Werke.² M. wurde zudem als Ver-

¹ JERZY MICHALSKI: Studia historyczne z XVIII i XIX wieku [Historische Studien aus dem 18. und 19. Jahrhundert], Bd. 1–2, hrsg. von WOJCIECH KRIEGSEISEN und ZOFIA ZIELIŃSKA, Warszawa 2011.

² Bibliografie für den Zeitraum 1947–1994 in: ŁUKASZ KĄDZIELA, WOJCIECH KRIEGSEISEN u. a. (Hrsg.): Trudne stulecia. Studia z dziejów XVII i XVIII wieku ofiarowane

fasser zahlreicher Lemmata für das *Polski Słownik Biograficzny* (Polnisches Biografisches Lexikon, PSB) bekannt.

Zu seinen wichtigsten Arbeiten gehört das 1964 veröffentlichte Buch über die Politik der Nachbarmächte gegenüber der polnisch-litauischen Adelsrepublik zur Zeit des Bayerischen Erbfolgekriegs (1778/79).³ 1970 veröffentlichte er eine Monografie über den Niedergang der Konföderation von Bar, ein Buch, das als Fortsetzung des *opus magnum* Konopczyńskis gedacht war.⁴ Von hier aus gelangte M. zu seinem Interesse an der Ideen- und der Kulturgeschichte. 1977 veröffentlichte er ein bedeutendes Werk über die Zusammenarbeit Jean-Jacques Rousseaus mit den Konföderierten von Bar und über dessen Ansichten zu den polnischen Angelegenheiten.⁵ Diese Forschungen wurden fortgesetzt und führten zu seinem 1995 erschienenen Buch über Gabriel Bonnot de Mablys Anschauungen über Polen sowie über seine Kooperation mit den Konföderierten.⁶ Die Arbeiten zu den „polnischen Schriften“ französischer Philosophen festigten M.s Bedeutung im internationalen Kreis der Aufklärungsgelehrten.

Zu M.s Werken gehören auch Synthesen. Im Jahr 1953 veröffentlichte er eine Geschichte der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (Towarzystwo Warszawskie Przyjaciół Nauk).⁷ 1977 schrieb er für den zweiten Band der Geschichte der polnischen Diplomatie einen Abschnitt über die internationale Stellung Polens während der Regierungszeit Stanislaus' II. August.⁸ M. nutzte kritisch die Forschungsergebnisse seiner Vorgänger und schuf eine Synthese, die ein unverzichtbares Kompendium des Wissens über die politische und diplomatische Geschichte der Adelsrepublik darstellt und in der akademischen Praxis eine immer noch fehlende moderne Synthese der politischen Geschichte Polens unter Stanislaus ersetzt. Von ähnlicher Bedeutung ist dessen für den PSB verfasste Biografie, die auch als eigenständiges Buch veröffentlicht wurde.⁹ Von bleibendem Wert ist zudem der von M. verfasste Beitrag zur Geschichte des polnischen Sejms im 18. Jh.¹⁰

Profesorowi Jerzemu Michalskiemu w siedemdziesiątą rocznicę urodzin [Schwere Jahrhunderte. Studien zur Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Festschrift für Professor Jerzy Michalski zum 70. Geburtstag], Warszawa 1994, S. 8–24, für den Zeitraum 1994–2010 im rezensierten Werk, S. 823–828.

³ JERZY MICHALSKI: Polska wobec wojny o sukcesję bawarską [Polen und der Bayerische Erbfolgekrieg], Wrocław 1964.

⁴ JERZY MICHALSKI: Schyłek konfederacji barskiej [Der Niedergang der Konföderation von Bar], Wrocław 1970; WŁADYSŁAW KONOPCZYŃSKI: Konfederacja barska [Die Konföderation von Bar], Bd. 1–2, Warszawa 1936–1938.

⁵ JERZY MICHALSKI: Rousseau i sarmacki republikanizm [Rousseau und der sarmatische Republikanismus], Warszawa 1977. Englische Fassung: Rousseau and Polish Republicanism, Warszawa 2015.

⁶ JERZY MICHALSKI: Sarmacki republikanizm w oczach Francuza. Mably i konfederaci barscy [Der sarmatische Republikanismus in den Augen eines Franzosen. Mably und die Konföderierten von Bar], Wrocław 1995.

⁷ JERZY MICHALSKI: Z dziejów Towarzystwa Przyjaciół Nauk [Aus der Geschichte der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften], Warszawa 1953.

⁸ JERZY MICHALSKI: Dyplomacja polska w latach 1764–1795 [Polnische Diplomatie in den Jahren 1764–1795], in: ZBIGNIEW WÓJCIK (Hrsg.): Historia dyplomacji polskiej, Bd. 2, Warszawa 1982, S. 483–705.

⁹ JERZY MICHALSKI: Stanisław August Poniatowski, bearb. von WOJCIECH KRIEGEISEN, Warszawa 2009.

¹⁰ JERZY MICHALSKI: Sejm w czasach saskich [Der Sejm in der Sachsenzeit], in: JERZY MICHALSKI (Hrsg.): Historia sejmu polskiego, Bd. 1, Warszawa 1984, S. 300–349; JERZY MICHALSKI: Sejm w czasach panowania Stanisława Augusta [Der Sejm in den Herrschaftsjahren Stanislaus II. August], ebenda, S. 350–419.

In den beiden Bänden von 2011 wurden 42 Aufsätze publiziert, die sich in fünf sachliche Abschnitte gliedern: Innere und äußere Angelegenheiten (Bd. 1), Ideologie, Wissenschaft und Geschichtsschreibung (Bd. 2). Der rezensierte Band besteht demgegenüber aus sieben thematischen Kapiteln. Das erste enthält Texte zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des 18. Jh. M. interessiert sich hier u. a. für die Reformprojekte der städtischen Verfassung während der Herrschaft von Stanislaus II. August und, in Form einer Synthese, für die Städte in Polen im 18. Jh. In den ersten Jahren seiner akademischen Tätigkeit beschäftigte sich M. auch mit wirtschaftlichen Fragen: Er forschte über die Beziehung zwischen der sog. Dissidentenfrage und der wirtschaftlichen Situation Polens in den 1760er Jahren, die Diskussionen über die Lage der Bauern, die während des Teilungssejms (1773–1775) geführt wurden, sowie die Konflikte zwischen den in Zünften zusammengeschlossenen Handwerkern und den Vertretern neuer industrieller Verfahren. Aus seinen letzten Lebensjahren findet sich zudem ein Artikel über die Ideen zur Belebung der polnischen Wirtschaft in den 1760er und 1770er Jahren.

Im zweiten Kapitel „Ideologie und politisches Denken“ finden sich vor allem Texte zur Konföderation von Bar: hinsichtlich der politischen Mentalität der Konföderierten, ihrer Kontakte mit französischen Philosophen (Rousseau, Mably), ihren Verfassungsprojekten. Des Weiteren wurden hier ein Text über die Rolle der konservativen Propaganda im Kampf gegen die Reformpläne in den 1760er Jahren sowie ein Aufsatz über die Ansichten des politischen Schriftstellers und piaristischen Gelehrten Stanislaw Konarski zum Sarmatismus und zu notwendigen Reformen aufgenommen. In den Texten zur internationalen Lage und zur Innenpolitik, die im dritten Kapitel vorgestellt werden, zeigt sich M.s historiografische Meisterschaft. Auf Grundlage von diplomatischen Quellen aus Berlin, Wien, Dresden und Paris (in den letzten Lebensjahren nutzte M. auch in Moskau aufbewahrte Materialien) sowie von Korrespondenz aus polnischen Archiven analysiert er die Politik der Nachbarmächte gegenüber Polen und das politische Handeln von Stanislaus II. August in sachkundiger und scharfsinniger Manier. Von besonderem Interesse ist hier sein Aufsatz zu solchen Erwerbungen Preußens und Österreichs nach der ersten Teilung Polen-Litauens, die über den Vertragstext hinausgingen. Eine weitere Gruppe von Schriften besteht aus Artikeln über den Sejm von 1776, dessen Geschichte M. seit den 1990er Jahren intensiv untersucht hat. Auf der Basis interner Quellen (Korrespondenz, Publizistik) und diplomatischer Materialien kann M. dabei u. a. mit dem Mythos aufräumen, dass 1775 eine Abspaltung des Großfürstentums Litauen vom Königreich und die Bildung eines unabhängigen Staates geplant worden sei. Auch der Artikel über die politische Publizistik jener Zeit bringt wichtige Erkenntnisse. Im Zusammenhang mit dem Sejm verfolgt M. zudem die Aktivitäten von zwei wichtigen Oppositionspolitikern: Karol Radziwiłł und Franciszek Ksawery Branicki.

Im nächsten Kapitel finden sich Aufsätze zur Rechtsgeschichte. Der Text über die Verfassung vom 3. Mai 1791 wurde ursprünglich als eigenständiges Buch veröffentlicht.¹¹ Die Studie steht exemplarisch für M.s Fähigkeit zur synthetischen Darstellung und ist gleichzeitig ein gelungener Abriss der politischen Geschichte Polens am Vorabend des Vierjährigen Sejms, des Ablaufs der wichtigsten Ereignisse dieser parlamentarischen Versammlung sowie der Ausarbeitung und Verabschiedung der Verfassung vom 3. Mai. Hinzu kommen Texte über Projekte zur Justizreform unter Stanislaus II. August, z. B. zu Begnadigung und Todesstrafe.

Das sechste Kapitel „Historiografie, Wissenschaft, Menschen“ bietet biografische Skizzen von Persönlichkeiten des 18. Jh. (u. a. Andrzej Zamoyski und Samuel Bogumił Linde), darunter auch von Historikern (Konopczyński, Feldman, Rostworowski). Es findet sich u. a. aber auch ein Text zur Erwähnung von Ausländern im PSB. M. nahm aktiv am akademischen Leben teil, was zahlreiche kritische Buchbesprechungen und Polemiken bezeugen, von denen eine Auswahl im abschließenden siebten Kapitel veröffentlicht ist.

¹¹ JERZY MICHALSKI: Konstytucja 3 Maja [Die Verfassung vom 3. Mai], Warszawa 1985.

Das rezensierte Buch wird den Zugang zu Jerzy Michalskis bisher verstreuten Schriften erleichtern. Zusammen mit den beiden 2007 erschienenen Bänden enthält der Band wichtige Texte zur Geschichte der Innen- und Außenpolitik, der Gesellschaft, des Rechts und der politischen Kultur Polens im 18. Jh., die größtenteils auch heute noch nichts von ihrem wissenschaftlichem Wert eingebüßt haben.

Warszawa

Jacek Kordel

Jacek Nowak, Sławomir Kaprański, Dariusz Niedźwiedzki: On the Banality of Forgetting. Tracing the Memory of Jewish Culture in Poland. (Studies in Jewish History and Memory, Bd. 9.) Peter Lang. Berlin u. a. 2018. 273 S. ISBN 978-3-631-74142-9. (€ 59,95.)

Der Rückblick auf das polnisch-jüdische Verhältnis im 20. Jh. ist in Polen bis in die Gegenwart hinein höchst umstritten und politisch heikel. Den drei Autoren Jacek Nowak, Sławomir Kaprański und Dariusz Niedźwiedzki von der Krakauer Universität geht es um einen Teilaspekt davon – die kollektive Erinnerung. Ihre Studie beruht auf einem Forschungsprojekt zum Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis. Sie geht der Frage nach, was drei Jahrzehnte später aus soziologischen Erhebungen der 1980er Jahre über die Erinnerungen an Polens jüdische Bevölkerung und ihre Kultur geworden ist. Damals sammelten die Forscher im ländlichen Galizien Aussagen über das jüdische Leben vor und unter der nationalsozialistischen Herrschaft. Diese Stellungnahmen werden im vorliegenden Band verglichen mit Interviews, welche Mitte des vergangenen Jahrzehnts mit Vertretern jüngerer Generationen geführt wurden. Dabei haben die Vf. die Gemeinden Dębica, Grybów, Leżajsk, Pilzno und Ropczyce in den Blick genommen. Der interdisziplinäre Zugriff bedient sich in der Gedächtnisgeschichte, Sozialanthropologie und Soziologie etablierter Verfahren.

Ein Teil der intellektuellen Elite Polens wurde in den 1980er Jahren von der Frage umgetrieben, welche Auswirkungen der nationalsozialistische Judenmord auf die polnische Gesellschaft gehabt hatte – in den Kleinstädten und Dörfern im ländlich geprägten Süden des Landes jedoch ist dieses Vorhaben nicht auf fruchtbaren Boden gefallen. Hier hat sich die Verweigerung von Erinnerung durchgesetzt, geschichtspolitisch legitimiert durch die seit 2015 herrschende Regierungspartei PiS.

Wie ist es dazu gekommen? Um dies zu klären, legen die Vf. ihren Schwerpunkt auf die Erforschung des sozialen Abstands zwischen der jüdischen und der nichtjüdischen Bevölkerung, von Stereotypen und Antisemitismus, wobei sie von einem engen Zusammenhang zwischen Erinnerung und Identität ausgehen.

Das Gesprächsmaterial wird unter Rückgriff auf die theoretischen Konzepte von Jan und Aleida Assmann, Alina Cała anthropologische Arbeit *The Image of the Jew in Polish Folk Culture* (Jerusalem 1995) und ihre große Antisemitismus-Studie *Żyd – wróg odwieczny? Antysemityzm w Polsce i jego źródła* (Der Jude – auf ewig der Feind? Antisemitismus in Polen und seine Ursprünge; Warszawa 2012) bis hin zu Joanna Tokarska-Bakirs sozialpsychologischen Ausführungen *Okrzyki pogromowe* (Pogromgeschrei; Wołowiec 2012) interpretiert. In den Kleinstädten und Dörfern im vormals stark jüdisch geprägten Galizien – so einer der Befunde – werde die vor drei Jahrzehnten in der älteren Generation noch lebendige Erinnerung an jüdisches Leben mittlerweile durch stereotype Vorstellungen weitgehend ersetzt. Deren Nachkommen sähen keinen Grund, warum sie sich (noch) daran erinnern sollten (S. 247).

Insgesamt ergibt sich über weite Strecken eine folgerichtige Auslegung der Erhebungsdaten über den heutigen Gedächtnisverlust. Alles Jüdische fiel dem Vergessen anheim. „Commemorated, but not remembered“, kennzeichnen die Vf. dieses Missverhältnis für die von ihnen berücksichtigten Untersuchungsorte (S. 231). Man habe es also mit einer oberflächlichen Kenntnis des Vergangenen zu tun, und zugleich mangle es daran, das der jüdischen Bevölkerung Widerfahrene bei der eigenen Identitätskonstruktion mit in Be-

tracht zu ziehen. Auffallend ist, dass das lokale Moment in den erinnerungspolitischen Aussagen kaum eine Rolle spielt, vielmehr vom „Referenzrahmen der nationalen Gemeinschaft“ überlagert werde (S. 45).

Im Ergebnis werde rund acht Jahrzehnte nach dem Geschehen offenbar, dass der „Holocaust [...] zum Schweigen gebracht“ worden sei (S. 223). Die Vf. gewähren damit Einblick sowohl in den Stand des erinnernden Umgangs mit den christlich-jüdischen Beziehungen im Kerngebiet der NS-Judenverfolgung als auch in die sozialen Mechanismen kollektiver Erinnerungsprozesse und nationaler (polnischer) Identitätskonstruktionen. Aus dem Spannungsverhältnis zwischen der „stillen Kraft des Vergangenen und den menschlichen Anstrengungen, sich nicht zu erinnern“ erwachse – so die Autoren – schließlich das kollektive Gedächtnis (S. 247).

Interessant wäre es nun, die hier vorgelegten Resultate mit Erhebungen zu vergleichen, die in der Ukraine, in Litauen, Lettland und in Weißrussland durchgeführt wurden bzw. durchgeführt werden sollten.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Arnošt Vilém Kraus (1859–1943). Wissenschaftler und Kulturpolitiker. Hrsg. von Helena Březinová, Steffen Höhne und Václav Petrbok. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 18.) Böhlau Verlag. Wien u. a. 2021. 321 S., Ill. ISBN 978-3-412-52144-8. (€ 50,–.)

In der Literaturgeschichte des 19. und 20. Jh. stehen wir immer wieder vor der Aufgabe, die national kategorisierten Entwicklungen und Konflikte zwar zu beschreiben und zu analysieren, uns dabei aber nicht von der nationalen Logik des Wahrnehmens von Literatur und Kultur usurpieren zu lassen, sondern diese auch wissenschaftsgeschichtlich zu entschleiern. Das versucht auch die Reihe *Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert*, die zum Großteil aus Bänden besteht, die sich einzelnen Persönlichkeiten des Prager intellektuellen Lebens widmen, etwa Peter Lotar, Otokar Fischer, Bernard Bolzano, Franz Kafka, Johannes Urzidil, Vilém Flusser oder Fritz Mauthner. Der hier vorgestellte Sammelband, hrsg. von Helena Březinová, Steffen Höhne und Václav Petrbok, dessen Beiträge auf eine Tagung im Jahre 2017 zurückgehen, stellt eine weitere Persönlichkeit an deren Seite: den längere Zeit wenig beachteten Prager Germanisten, Skandinavienforscher, Autoren und Publizisten Arnošt Vilém Kraus.

Vor der genannten Tagung war bereits ein ebenfalls Kraus gewidmeter und von Petrbok hrsg. Band erschienen.¹ So kann man den neuen, deutschsprachigen Band als eine Erweiterung der Aufmerksamkeit für Kraus betrachten: Statt das Augenmerk nur auf die Anfänge der tschechischsprachigen Germanistik zu legen, wird Kraus hier aus mehreren Perspektiven vorgestellt, auch wenn er in professioneller Hinsicht vor allem in der Germanistik zu verorten ist. Kraus wurde 1883, kurz nach der Teilung der Prager Universität, an der deutschen Germanistik promoviert, 1884 arbeitete er dann bereits an der tschechischen Germanistik als Lektor für deutsche Sprache und Literatur, später als Professor. Er verfasste eine der meistrezipierten Geschichten der deutschen Literatur in tschechischer Sprache. Auch die Anfänge der Skandinavistik in Prag sind mit seinem Namen verbunden. Von seinem intellektuellen Interesse für den Norden handeln drei längere und drei kürzere Beiträge. Zudem stellt Ludger Udolph Kraus als Autor von Puppenspielen vor, Olga Mojíšková führt ihn als Hobby-Musikwissenschaftler ein, und Lenka Vodrážková beleuchtet seine Lebensgeschichte und einige seiner Beiträge in Bezug auf das Judentum. Kraus war zum Christentum konvertiert, wurde aber durch die Nationalsozialisten antisemitisch verfolgt und starb 1943 in Theresienstadt.

¹ VÁCLAV PETRBOK (Hrsg.): Arnošt Vilém Kraus (1859–1943) a počátky české germanobohemistiky [Arnošt Vilém Kraus (1859–1943) und die Anfänge der tschechischen Germanobohemistik], Praha 2015.

Der Band ist aufgrund der Verschiedenartigkeit dieser Aspekte ein wichtiger Forschungsbeitrag: Hier wird Kraus in der Breite seines Schaffens und erstmals in einem deutschsprachigen Kontext derart ausführlich präsentiert. Die Beiträge weisen, obgleich sie thematisch so unterschiedlich gelagert sind, an vielen Stellen darauf hin, dass sein Werk noch Fragen offenlässt, die weiter erforscht und analysiert werden müssen. Gerade in Bezug auf die Frage, inwiefern Kraus sich dem nationalen Narrativ widersetzt hat und inwiefern er doch in ihm verblieb, ergibt sich ein paradoxes Bild.

Auf der einen Seite war Kraus ein Intellektueller, der sich einem engen nationalen Denken widersetzte. So hebt Petrboř hervor, dass Kraus sich bemüht habe, die wechselseitigen Kulturtransfers zu erforschen – 56 Jahre lang in mehr als 30 Zeitungen und Zeitschriften in tschechischer, deutscher, dänischer, schwedischer und englischer Sprache (S. 54). Mit seinen Forschungen und Interessen habe er sich dabei oft den gängigen Rezeptionsmustern entzogen – im Sozialismus störten seine Masaryk-Sympathien, im katholischen Exil sein wissenschaftliches Interesse für das Hussitentum, generell eckte aus tschechischer Sicht seine Sympathie für die deutsche Kultur an. Höhne erwähnt die Verflechtungsstudien des Germanisten Kraus und analysiert seine deutliche Kritik an der nationalistischen Konstruktion eines angeblichen *Erwachens der Sudetendeutschen* (1926) durch den Historiker Josef Pfitzner, der später nationalsozialistischer Politiker im Protektorat Böhmen und Mähren war. Höhne stellt fest, dass die tschechische Germanistik – im Gegensatz zur Prager deutschen Germanistik – kulturelle Spezifika unter dem Aspekt der wechselseitigen Beeinflussung zwischen Tschechen und Deutschböhmen untersucht habe (S. 28). Václav Smyčka argumentiert bezüglich der literaturhistorischen Werke von Kraus, dieser habe methodologisch einen „ironischen“ Zugang zur identitätsstiftenden Funktion der Geschichtsnarrative verfolgt (S. 38). Seine Konzeption sei von Diskontinuitäten gekennzeichnet – damit eher „Antigeschichte“ (S. 44) – und nicht eben für nationale Identitätskonstruktion und Mythenbildung geeignet. Lucie Merhautová, die Kraus' Arbeit als Redakteur der Zeitschrift *Čechische Revue* beleuchtet, stellt drei unterschiedliche Vermittlungskonzepte vor: bei Kraus durch die kleinen Sprachen bzw. „kleinen Völker“, die sich untereinander verbinden sollten, bei Camill Hoffmann durch das ästhetische Moment, das die Möglichkeit eröffnen sollte, über den böhmischen Kontext hinauszugehen, und bei Emil Saudek durch eine räumliche Umorientierung, in der Wien als Brücke für die tschechische Literatur dienen sollte (S. 110). Alle drei Schriftsteller hätten die Binarität durch etwas „Drittes“ überschreiten wollen. Dass Kraus zudem „Begründer der Prager Skandinavistik“ (S. 169) gewesen sei, wie Martin Liška darlegt, ist ebenfalls ein Aspekt der Vermittlung. Auch Peter Bugge, Jana Lainto und Miluše Juříčková behandeln in ihren Beiträgen Kraus' „Blick nach Norden“ (S. 255), und Kraus wird als engagierter Kulturvermittler präsentiert, der sich durch sein Interesse für Dänemark, Schweden und Norwegen und seine Aufenthalte dort gleichsam den umfassenden Blick und die Fähigkeit erhalten habe, europäische Entwicklungen allgemeiner und außerhalb der deutsch-tschechischen Konflikte zu begreifen.

Auf der anderen Seite weisen die Autorinnen und Autoren auf die Teile seines Werkes hin, die dem nationalen Muster entsprechen. Březinová Analyse nimmt etwa Kraus' stereotypische Deutschlandbilder näher in den Blick. In mancher Hinsicht wurden diese von Dänemark beeinflusst bzw. durch den dänischen Philosophen Georg Brandes, von dem Kraus einige polemische und auch negative Urteile über Deutschland oder die deutsche Sprache schlicht übernommen hat. Bisweilen nutzte Kraus seine Texte über Dänemark, um Kritik an der deutschböhmischen Perspektive zu formulieren, laut Březinová baut er damit zwischen dem Tschechischen und dem Dänischen „eine Brücke, von der man auf Deutschland herabsieht“ (S. 197). Smyčka wiederum argumentiert in seinem Beitrag, dass die gemeinsame tschechisch-deutsche Epoche der Aufklärung in Kraus' Verständnis ein „Ur-Erwachen“ dargestellt habe (S. 47), aus dem heraus sich die beiden Stränge – der deutsche und der tschechische – herausgebildet hätten. Die Aufklärung sei in diesem Sinne für Kraus' Literaturgeschichte entscheidend, dessen Plot verfüge dabei nicht über die Aspekte

eines neuen identitätsstiftenden Narrativs für alle Gruppen. Und so schließt Smyčka seinen Beitrag mit der offenen Frage, ob Kraus die Gelegenheit versäumt habe, den Deutschen in der Tschechoslowakei ein anschlussfähiges Narrativ zu präsentieren, das auch für die tschechische Mehrheit akzeptabel gewesen wäre (S. 50). Michal Topor beschreibt eine polemische Auseinandersetzung zwischen dem Journalisten Paul Kisch und Kraus, in der sich germanistische Debatten, konkret zur Hebbel-Rezeption in Tschechien, mit politisch-nationalen Fragen vermischten. Und schon Höhne bemerkt im ersten Beitrag des Bandes, dass Kraus die deutschböhmischen Einflüsse innerhalb der tschechischen nationalen Wiedergeburt relativierte, trotz der andernorts verflechtenden Perspektive seiner Forschung. In seinem Fazit formuliert Höhne, dass letztendlich beide Prager Germanistiken in einer literaturgeschichtlichen Tradition festgesteckt sowie die Literatur zum Medium und Katalysator nationaler Identität instrumentalisiert hätten und dass auch Kraus einem Freund-Feind-Schema verhaftet gewesen sei und „ein asynchrones Modell von Wiedergeburt“ angewendet habe (S. 28).

So lässt sich auch weiterhin gut über die Ambivalenzen und Mehrdeutigkeiten in der multiplen Prager intellektuellen Landschaft diskutieren. Aber auch das Thema „Übersetzung“ hätte gesondert aufgegriffen werden sollen. Es ist erstaunlich, dass hierzu kein Beitrag Eingang gefunden hat, auch wenn natürlich bei einem solchen Band kein Anspruch auf Vollständigkeit bestehen kann. Wir erfahren jedoch im Text von Vodrážková, dass beide (!) Kinder von Kraus beruflich übersetzten, Milada als „Dolmetscherin und Übersetzerin aus den skandinavischen Sprachen“ und Jiří „als Rechtsanwalt und Gerichtsdolmetscher für Dänisch und Norwegisch“ (S. 123). Bei Juříčková heißt es, dass Kraus selbst umfangreich literarisch aus dem Norwegischen übersetzt und offenbar darüber hinaus auch Übersetzungsaufgaben an seine Tochter delegiert habe.

Erwähnenswert ist noch der ansprechend gestaltete Anhang, bestehend aus einer Auswahlbibliografie von Kraus' Schriften und einer Zusammenstellung von Abbildungen und Briefen, ausgewählt sowie jeweils kontextualisiert und erläutert von Petrbock und Březinová. So ist dieses Buch für jede weitere Beschäftigung mit Kraus' Leben und Werk ein sehr schöner Ausgangspunkt.

Berlin

Lena Dorn

Chad Bryant: Prague. Belonging in the Modern City. Harvard University Press. Cambridge – London 2021. 332 S., Ill. ISBN 978-0-674-04865-2. (\$ 29,95.)

Der amerikanische Historiker Chad Bryant von der Universität Chapel Hill hat die Stadt Prag schon einmal in einen Buchtitel aufgenommen, davon ausgehend aber ein viel weiteres Feld beackert, nämlich die Auswirkungen der deutschen Besatzung auf den tschechischen Nationalismus.¹ In seinem neuesten Buch widmet er sich erneut Prag, und wieder spannt er den Bogen seiner Untersuchung weiter.

Ausgehend von fünf Personen, die jeweils am Rande der (nicht nur) städtischen Gesellschaft ihrer Zeit standen, versucht er eine Geschichte der Stadt (und manchmal darüber hinaus) seit dem 19. Jh. zu zeichnen: Er beschreibt seine Arbeit als „part urban biography, part individual biography“ (S. 8). Dadurch, dass er diese Marginalisierten zu Wort kommen lässt und ihren Sichtweisen Raum gibt, will er „totalizing visions“ (S. 8) entgegenwirken, die entweder alles über einen (nationalen) Kamm scheren oder die Vielfalt der modernen Stadt mit nichtsagenden Schlagwörtern verdecken würden.

Zentral sind dabei für ihn die „practices of belonging“ (S. 7), also die kulturellen, alltäglichen Praktiken, durch welche die jeweiligen Protagonisten ihre Marginalität reflektierten und zu überwinden suchten. So trägt auch die Kategorie der Zugehörigkeit die Konstruktion des Buches, wobei der Vf. gerade durch den von ihm gewählten individuellen

¹ CHAD BRYANT: *Prague in Black. Nazi Rule and Czech Nationalism*, Cambridge – London 2007.

Zugang zeigt, dass diese Zugehörigkeit gestaltbar ist und keineswegs unveränderbar. Hier kommt die zweite zentrale Kategorie „Vorstellung“ zum Tragen: „Thanks to imagination, and to the stories that our characters told, they could picture themselves belonging to various communities while claiming Prague as their home“ (S. 13). Vor dem Hintergrund Prags wird so am Beispiel der Marginalisierten entfaltet, wie diese jeweils die Spannung zwischen Partikularität und Allgemeinheit zu lösen versuchten – ein Problem, dessen „significance extends far beyond this magnificent capital city“ (S. 8). Auch der Untertitel des Buches weist darauf hin, dass es B. um ein allgemeineres Phänomen geht.

Der erste von B. vorgestellte Marginalisierte ist Karel Vladislav Zap, der Mitte des 19. Jh. den ersten tschechischsprachigen Reiseführer für Prag, das damals noch als deutsche Stadt galt, verfasste. Mittels dieses Reiseführers sollte die Stadt für tschechische Patrioten als „tschechisch“ erfahrbar werden. Spaziergänge wurden zu einer kulturellen Praxis, um sich die Stadt zu erwandern, und stellen so eine der „practices of belonging“ dar.

Um die Jahrhundertwende hatte sich durch die Industrialisierung und die damit verbundene Zuwanderung der Charakter der Stadt geändert, und die veränderte Demografie schlug sich auch in der Stadtregierung nieder, in der bürgerliche tschechischsprachige Politiker die Oberhand gewannen, die die Stadt ihren Vorstellungen gemäß modernisierten. Als den Protagonisten dieser Phase wählt der Vf. Egon Erwin Kisch, der in mehrfacher Hinsicht quer zu diesen Entwicklungen stand: Als deutscher Muttersprachler und aus jüdischem Elternhaus kommend, beschrieb er in seinen Reportagen gerade die unteren Klassen der Stadt. Seine Streifzüge führten ihn nicht nur in Gefängnisse und Armenviertel, sondern auch in die nächtliche Welt der Cabarets und Spelunken. Dort entwarf eine alternative Vorstellung Prags, die sich gegen die gutbürgerliche richtete, er versuchte „to imagine a city that embraced, rather than obliterated, difference“ (S. 98). B. bricht Kischs Biografie mit Ende des Ersten Weltkriegs ab, was etwas überrascht, denn sein durchgehender Aufenthalt in Prag endete schon 1913. So bleibt auch sein Engagement in diversen kommunistischen Parteien unerwähnt, was zumindest angemerkt werden sollte, wenn man über seine Prager Schriften sagt, er sei „allergic to direct political action“ (S. 104) gewesen. Es wäre auch zu fragen, ob die Interpretation, Kisch habe mit seinen frühen Reportagen Differenzen feiern wollen, nicht deren sozialkritische Stoßrichtung unterschätzen. Damit stünde aber auch die Sichtweise, Kischs Reportagen als Praktiken der Zugehörigkeit zu lesen, in Frage.

Der Umsturz von 1918 bildet den Übergang zum Prag der Zwischenkriegszeit, das durch die Augen von Vojtěch Berger betrachtet wird, einem seit 1918 von der Sozialdemokratie enttäuschten Arbeiter, der sich der Kommunistischen Partei anschloss und über seine Erfahrungen minutiös Tagebuch führte. Diese Aufzeichnungen sind schon öfter als Quelle benutzt worden,² allerdings konzentriert sich B. wieder auf die Frage nach der Praxis der Zugehörigkeit. Für Berger, politisch sozialisiert im Kosmos der Wiener Arbeiterbewegung um die Jahrhundertwende, wurde seit seiner Rückkehr nach Prag wieder die Partei zum Medium des Dazugehörens. In der Stadt, die als Hauptstadt der neuen Republik modernisiert wurde, trugen Arbeitersportvereine und die ersten Spartakiaden maßgeblich dazu bei, dieses Gefühl zu wecken. Auch spazieren gegangen wurde wieder – allerdings auf Demonstrationen, um die Stadt symbolisch zu markieren.

Die zweite Hälfte des 20. Jh. wird anhand des Lebens von Hana Frejková beschrieben, der Tochter von Ludwig Freund, einem der Opfer des antisemitischen Slanský-Prozesses. Hier wird das Dazugehören eher zur Suche nach Nischen vor dem Hintergrund des Stalinismus und später der Normalisierung, in der die Stadt weiter modernisiert und der Massenkonsum angekurbelt wurde. Frejková versuchte diese Nischen zeitweise im Theater zu finden, der Vf. weist aber auf die Prekarität dieser Versuche hin. Gerade Frejková, deren Familie lange Zeit geächtet war, wollte einfach nur Teil der Gesellschaft sein und hatte

² So z. B. recht ausgiebig bei: JAKUB BENEŠ: *Workers and Nationalism. Czech and German Social Democracy in Habsburg Austria, 1890–1918*, Oxford 2017.

Hemmungen, offen kritisch aufzutreten, womit sie in den 1980er Jahren zwischen allen Stühle saß.

Das letzte Kapitel ist der modernen Großstadt Prag der 2000er Jahre gewidmet und nimmt sich Duong Nguyens an, die der vietnamesischen Minderheit der Tschechischen Republik angehört. Ihre Blogs, in denen sie ihre Probleme als eine zwischen zwei Welten Lebende thematisiert, machten sie bekannt und sensibilisierten überhaupt erst Teile der Mehrheitsbevölkerung für dieses Thema. Die neuen Medien, die in diesem Fall die Praxis der Zugehörigkeit darstellen, erleichtern Angehörigen einer Minderheit die Selbstorganisation, auch wenn B. die Probleme von Onlinepräsenzen nicht verschweigt: Nguyen wurde schnell selbst zum Ziel rassistischen virtuellen Mobbings.

Insgesamt ist dem Vf. ein gut geschriebenes Werk gelungen, das durch die subjektive Perspektive der einzelnen Protagonisten das historische Panorama der Stadt entfaltet und vor dessen Hintergrund die Frage, wie Zugehörigkeit imaginiert und in Praxis umgesetzt wurde, diskutiert. Gerade mit dem letzten Kapitel zu den Konflikten der vietnamesischen Minderheit betritt er dabei Neuland. Aber so innovativ der Zugang auch ist, die Geschichte der Stadt durch die Augen von Marginalisierten gleichsam gegen den Strich zu lesen, so bringt diese Konstruktion doch ein paar Probleme mit sich. So wird z. B. der Nationalsozialismus durch diese Betrachtungsweise an den Rand gedrängt. Kisch, der dazu etwas zu sagen gehabt hätte, war zu dieser Zeit nicht mehr in Prag (und der Vf. blendet ja seine Karriere nach 1918 aus): Berger versuchte nicht aufzufallen; er führte zwar sein Tagebuch, aber „did not make note of the deportations“ (S. 144). So wird die Zeit der Besatzung und der Shoah auf nur rund vier Seiten abgehandelt, wenn auch an anderer Stelle manchmal kurz wieder aufgegriffen. Ob das dem Einschnitt, den diese Zeit bedeutete, gerecht wird, ist fraglich.

B.s Versuch, eine Einladung „to engage in historical imagination“ (S. 14) auszusprechen und zu zeigen, dass es immer alternative Entwürfe gegeben hat, Differenz und Einheit zu versöhnen, ist aber auf jeden Fall gelungen.

Praha

Florian Ruttner

Ibolya Murber: Grenzziehung zwischen Ver- und Entflechtungen. Eine Entstehungsgeschichte Deutsch-Westungarns und des Burgenlandes. (Balkanologische Veröffentlichungen. Geschichte, Gesellschaft und Kultur in Südosteuropa, Bd. 68.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2021. 108 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-447-11675-6. (€ 24,—)

Das Jahrzehnt des Ersten Weltkriegs sowie der Friedensordnung von Versailles ist in den vergangenen Jahren besonders intensiv erforscht worden. Diese Langzeitperspektive ermöglicht es, nicht nur die Entstehung der sog. postimperialen Weltordnung und die Rolle der alten und neuentstandenen Nationalstaaten, sondern auch neue regionale und lokale Forschungsinitiativen zu entwerfen. Diese Aufgabe hat eine besondere Bedeutung für Ostmitteleuropa, wo sich in jener Zeit vom Baltikum bis zur Adriaküste erhebliche Grenzveränderungen vollzogen. Die Forschungsaktivitäten der ungarischen Historikerin Ibolya Murber über die Entstehungsgeschichte Deutsch-Westungarns und des Burgenlandes fügen sich in genau diesen Trend der Regionalforschung ein.

Die Dozentin der ELTE-Universität in Budapest und Szombathely gehört zu denjenigen, die nicht nur in ihrer Muttersprache,¹ sondern auch für das internationale Publikum schreiben. Ihr deutschsprachiges Buch, das hier zur Rezension vorliegt, sowie der ungarischsprachige Band erschienen zum einhundertjährigen Jubiläum der Aufnahme des Burgenlandes in den neuen österreichischen Staat wie auch der Volksabstimmung von Sopron (Ödenburg), bei der für den Verbleib dieser Stadt und ihrer Umgebung im ungarischen

¹ IBOLYA MURBER: Nyugat-Magyarországtól Burgenlandig 1918–1924. Határtörténetek az első világháború után [Von Westungarn zum Burgenland 1918–1924. Grenzgeschichten nach dem Ersten Weltkrieg], Budapest 2021.

Staat votiert wurde. Der Zeitpunkt der Publikation ist keinesfalls eine reine Formalie, sondern könnte vielmehr eine wissenschaftliche Wende signalisieren. Bislang wurde in der Fachliteratur die Geschichte des österreich-ungarischen Grenzkonflikts in diametral entgegengesetzten Narrativen dargestellt. M.s Versuch, die beiden grundverschiedenen nationalen Perspektiven in einen transnationalen Interpretationsrahmen einzubetten, in dem es möglich ist, die Geschehnisse von vor hundert Jahren objektiver zu analysieren, ist richtungsweisend (Kap. 1–2).

Die neue Vorgehensweise bedeutet aber nicht, dass die Vf. eine politikgeschichtliche Sichtweise aufgeben würde. Die strikt chronologische Darstellung ist in diesem Fall gerechtfertigt und hilft, die Wirren westungarischer Geschichte zu verstehen, da sich hier nach dem Ersten Weltkrieg die Ereignisse überschlugen. Ein großer Vorzug des Bandes besteht darin, dass er von dem gängigen Narrativ abweicht, der Grenzkonflikt sei im Herbst 1918 aus heiterem Himmel über die Beteiligten hereingebrochen. Österreich hatte seinen Anspruch auf die deutschsprachigen Teile Westungarns keinesfalls verborgen, und dass die Territorialstreitigkeiten derart eskalierten, lässt sich nur anhand der Vorgeschichte erklären. Einerseits müssen die Bestrebungen des ungarischen Staates in der Zeit des Dualismus (1867–1918) hin zu Modernisierung und Nationalstaatsbildung mit ihren ambivalenten Integrations- und Desintegrationsprozessen berücksichtigt werden. Andererseits dürfen die sozialen Folgen des Ersten Weltkriegs – u. a. die Ausbeutung des Hinterlands und die Brutalisierung der Soldaten – sowie die ethnischen Spannungen in solchen Regionen wie dem historischen Westungarn, die früher für ihre *national indifference* bekannt gewesen waren, nicht unterschätzt werden (Kap. 3).

In M.s Buch wird deutlich, dass die von der einschlägigen Forschung zumeist vernachlässigten ökonomischen Fragen oft prägender gewesen sind als lautstarke ideologische Forderungen oder politische Manöver. Während Wien den gesamten Krieg hindurch dank der Zollunion der Habsburgermonarchie vom freien Zugang zu den westungarischen Agrarprodukten profitierte, litten in der Nachkriegszeit die nunmehr hungernde österreichische Hauptstadt sowie die von ihren bisherigen Märkten abgeschnittenen Produzenten aufgrund der neuen nationalstaatlichen Grenzen. Ab Herbst 1918 wurde erst durch die alte und dann durch die neue Grenze regelmäßig Schmuggel betrieben, der von den Behörden bis zur Mitte der 1920er Jahre nicht eingedämmt werden konnte. Die Autorin kann nachweisen, dass die Abhängigkeit Österreichs von in Ungarn produzierten Lebensmitteln maßgeblich zum Wunsch nach einer Veränderung der Grenze beigetragen hat (Kap. 4).

Ein weiterer positiver Aspekt des Bandes besteht darin, dass er sich mit dem Begriff „politische Gewalt“ ein in der theoretischen Literatur schon gut ausgearbeitetes Konzept der empirischen Forschung zunutze macht. Der „rote Terror“ der Ungarischen Sozialistischen Räterepublik sowie der „weiße Terror“ der Gegenrevolution der politischen Rechten bedeuteten einen neuen Typ politischer Gewalt, der in dieser Region zuvor völlig unbekannt gewesen war. Die Gewalt spielte aus zwei Gründen eine wichtige Rolle in der Westungarischen Frage. Einerseits schreckte sie die eingeschüchterte lokale Bevölkerung von einem Verbleib in Ungarn ab, andererseits verschlechterte sie die diplomatische Beurteilung Ungarns durch die für die Grenzziehung verantwortlichen Großmächte sowie die feindlich gesinnten Nachbarländer deutlich (Kap. 5–6).

M.s Studie ist ein präzises, mit Karten und Illustrationen reich ausgestattetes Werk, in dem ungarische und deutschsprachige Quellen sowie die Literatur kritisch interpretiert werden. Wenn überhaupt etwas Negatives zu erwähnen wäre, dann der Umfang des Werkes. Auf nur 108 Seiten ist es fast unmöglich, alle Facetten der Geschichte dieser komplizierten Region nach dem Ersten Weltkrieg in der gebotenen Genauigkeit zu schildern.

Köszeg

Tamás Székely

Sebastian Ramisch-Paul: *Fremde Peripherie – Peripherie der Unsicherheit?* Sicherheitsdiskurse über die tschechoslowakische Provinz Podkarpatská Rus (1918–1938). (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 53.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2021. X, 279 S., graph. Darst. ISBN 978-3-87969-462-4. (€ 55,–.)

The book by Sebastian Paul-Ramisch aims to understand the integration of Subcarpathian Rus' into interwar Czechoslovakia through a discussion of how Czechoslovak administrators sought knowledge about and framed several political, cultural, social, and economic subjects as questions of national security. The keywords of the book are thus "knowledge" and "security." The author argues that in 1918, when Subcarpathian Rus' unexpectedly became part of the nascent Czechoslovakia, the officials of the new state were completely unaware of the province; hence, they needed to produce relevant knowledge on this region to govern it effectively. This production of knowledge was deeply interlocked with security concerns due to Subcarpathian Rus' peripheral location, the absence of a Czechoslovak population there, potential loyalties of locals to Ukraine, Hungary and even Russia, and last but not least, its drive for autonomy.

The book stems from the author's doctoral thesis at Gießen University, and is divided into four chapters. Chapter 1 is a brief methodological introduction in which R.-P. tailors the story of interwar Subcarpathian Rus' to the Copenhagen School of security studies. Chapter 2 provides a lengthy contextual introduction: based mostly on secondary sources, the author recounts how the northeastern part of Hungary landed in Czechoslovakia under the name Subcarpathian Rus', despite there being no antecedents to this move before the stormy autumn of 1918. This was followed by the dual transformation of democratization and the making of the Czechoslovak nation-state. Although this chapter offers no genuine new information, readers, unless well-versed in the history of Subcarpathian Rus', will appreciate R.-P.'s solid guidance through the chaotic transition from Hungary to Czechoslovakia with its emphasis on alternatives to Prague. The same goes with the volatile and ad-hoc decision-making about the region in Czechoslovak politics and in the overseas diaspora.

The core of the book is in the following two chapters. Chapter 3 centers on the modes of Czechoslovak knowledge production in the era. While Subcarpathian Rus' was the subject of intensive, interdisciplinary research before 1918, the products of this scholarship published in German, Hungarian, Ukrainian, and occasionally in Russian were practically unknown in the Czech lands at all. This had to change in late 1918, as the state officials were now in dire need of knowledge on the land they had to govern. The author here changes the perspective, and instead of pure academic knowledge production, he focuses more on civil servants in the service of the Czechoslovak state. The chapter tracks how some patterns of the already existing knowledge in Subcarpathian Rus', mostly from the Germanophone and Ukrainian scholarship, found their way into the Czechoslovak narratives. It is well-known that the justification of Czechoslovak rule rested on two keywords, "civilization" and "democratization." Yet R.-P. is able to show the variations within Czechoslovak knowledge production and thus offers a more nuanced picture of the simplified view of Czechoslovakia bringing civilization, democracy, and Slavic nationalism to Subcarpathian Rus'.

Chapter 4, the longest and best elaborated chapter of the book, explains the major arenas of security policies, from local governance to the League of Nations. This is followed by intriguing case studies that include issues such as the presence of paramilitary groups or the agitation of the Sudeten-German Party among the members of the tiny German-speaking community. While these are obvious cases to be studied as security matters, R.-P. does go further and includes more seemingly harmless and less overtly political and threatening issues, such as the question of the Roma minority, that Czechoslovak authorities could be read through the lens of national security.

The intersections between knowledge, power, and security are probably best shown by the question of language. Did the local Slavonic population speak a dialect of Russian or

Ukrainian, or was their vernacular a distinct language that had not yet been standardized? As before World War I, in interwar Czechoslovakia, each possible answer was highly loaded and had wide political implications. Choosing Russian would question Ukrainian nationhood; opting for Ukrainian challenged Hungarian rule before the war and Czechoslovak rule during the wars; while developing a local idiom would have also challenged the centralized governance of Czechoslovakia and the superiority of Czech culture that rested, among other factors, on the high Czech literary traditions, in contrast to the peasant vernacular used in Subcarpathian Ruthenia. R.-P. shows how central a role security concerns played when individual actors argued for their own linguistic agenda and how these security dilemmas prevented authorities from finally opting for any of the solutions. The final triumph of Ukrainian came only after the incorporation of the region into Soviet Ukraine after World War II.

Another telling example of how a seemingly apolitical issue could be read through the lenses of security is the controversy between the Greek Catholic and the Orthodox churches. As R.-P. explains, during the initial years of the first Czechoslovakia, it was cheaper to belong to an Orthodox church because Greek Catholic parishes levied higher church taxes. What for the flock was a question of church tax, seemed a primary security issue for the authorities due to the Russian and Yugoslav connotations of the Orthodox church and the Hungarian affiliation of the erstwhile high clergy of the Greek Catholic church.

In reading about the case studies that accidentally became charged with security concerns, one is tempted to refer to the interwar Hungarian propaganda that accused Czechoslovakia of the same charges: that Czechoslovakia misgoverned Subcarpathian Ruthenia and harassed its non-Slavonic, in particular Magyar, population by questioning their loyalty at every possible opportunity. *Fremde Peripherie* ironically demonstrates that the Hungarian (and also the German) propaganda indeed had some truth. What *Fremde Peripherie* conveys, however, is more than simply the several flaws of interwar Czechoslovak democracy. This book is more about the longevity of how states operate, irrespective of whether the state is liberal but not democratic, as was the case of prewar Hungary, or national democratic, as was the first Czechoslovakia, or even a dictatorship, as were all regimes in Subcarpathian Rus' during and after World War II. The operations of state bureaucracies are necessarily interwoven with security concerns, so it shall come as no surprise that interwar Czechoslovakia is no exception to this rule.

Having analyzed sources in all relevant languages, R.-P. does transnational history at its best, paired with solid evidence and thorough methods. It should be a suggested reading for students of interwar Czechoslovakia and anyone interested in how state administrations learn about their populace, how the states "see" and through which mechanisms they identify their allies and enemies.

Graz

Bálint Varga

Hanna Kozińska-Witt: Jüdische Stadtdeputierte in der Zweiten Polnischen Republik. Projekte – Strategien – Dynamiken. (Polen: Kultur – Geschichte – Gesellschaft, Bd. 6.) Wallstein. Göttingen 2021. 316 S. ISBN 978-3-8353-3380-2. (€ 36,90.)

Die Historikerin Hanna Kozińska-Witt ist seit vielen Jahren eine ausgewiesene Expertin für die Stadt- und Kulturgeschichte Polens seit dem späten 19. Jh. Ihr besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Geschichte der jüdischen Bevölkerung. In der Einleitung zu ihrem neuesten Werk stellt sie fest, dass Juden und Jüdinnen in der Zweiten Polnischen Republik zwar kaum im Staatsdienst, aber zahlreich in der Kommunalpolitik aktiv gewesen seien. Daraus resultiert die spannende Frage, inwieweit die Stadtparlamente als „Kontaktzonen“ (S. 14) anzusehen sind oder ob jüdische Deputierte, der These Robert Blobaums zufolge, den politischen Gegnern stets allein gegenüberstanden.

K.-W. benennt drei Untersuchungsachsen für ihre Fallstudien zu Krakau (Kraków), Posen (Poznań) und Warschau (Warszawa): erstens das Fortwirken regionaler Traditionen,

zweitens die Aufbrüche durch Demokratisierung, festgemacht vor allem an den kommunalen Wahlordnungen, und drittens das Verhältnis von Kommunalpolitik und staatlichem Interventionismus bzw. Autoritarismus insbesondere in den 1930er Jahren. In den Blickpunkt rückt sie Akteure aus den sich explizit als jüdisch definierenden Parteien, womit jüdische Mitglieder der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS) erklärtermaßen außerhalb der Betrachtung bleiben. Das jüdische Engagement wird anhand klassischer Themen der *urban history* wie der Sozialfürsorge und der Stadtentwicklung untersucht. Die Quellengrundlage der Arbeit besteht überwiegend aus gedruckten Quellen sowie Zeitungen und Zeitschriften in polnischer Sprache. Die Archivalien aus den Staatsarchiven Posen und Krakau, dem YIVO in New York sowie dem Jüdischen Historischen Institut in Warschau sind von Umfang und Bedeutung dagegen eher randständig.

Für Krakau konstatiert K.-W. zustimmend zu Karen Barkey,¹ dass die „legacies of the Imperial Past“ (S. 30) hier am stärksten und demzufolge auch in der Kommunalpolitik spürbar gewesen seien. In der informellen liberal-konservativ-jüdischen „Großkoalition“ (S. 32) seien die Vorkriegshierarchien noch präsent gewesen, zumal das Stadtparlament nach einem erweiterten Kurienwahlrecht gewählt wurde. Erst im Dezember 1933 fanden Stadtratswahlen nach einer demokratischeren Wahlordnung statt – bemerkenswerterweise unter dem Regime der Sanacja. Tatsächlich galten die Ergebnisse der Kommunalwahlen zeitgenössisch als belastbarer als die unter der Sanacja manipulierten Sejm-Wahlen. Dennoch blieben kommunale Spitzenämter für Juden fast unerreichbar, auch in Krakau, das immerhin seit 1933 in Mieczysław Kaplicki einen Stadtpräsidenten hatte, der 1916 vom Judentum zum Katholizismus übergetreten war. Am Beispiel des zionistischen Sejm-Abgeordneten Ozjasz Thon schildert K.-W., wie dessen Aufstieg zu einem jüdischen Vizepräsidenten von Krakau mit allerlei politischen Feinheiten verhindert wurde. Die 1930er Jahre waren auch in der Kommunalpolitik von einem sich radikalisierenden Antisemitismus geprägt; in Krakau zerbrach die bisherige jüdisch-christliche Kooperation.

Die Fallstudie zu Posen fällt kürzer aus, da viele deutsch akkulturierte Juden und Jüdinnen nach 1918 fortzogen. Diese Veränderung machte sich umso deutlicher bemerkbar, weil jüdische Abgeordnete zuvor, unter preußischer Herrschaft, die größte Gruppe im Stadtparlament gestellt hatten, da sie durch Arbeitsstellen und Eigentum stärker an die Stadt gebunden gewesen seien als die oft nur zeitweise in den Osten des Kaiserreichs entsandten (zumeist evangelischen) deutschen Beamten. Die jüdische Zuwanderung aus Zentral- und Südpolen konnte nach 1918 kein vergleichbares demografisches, wirtschaftliches und kulturelles Potenzial aufbauen. So fanden zum Stadtparlament von Posen zwar bereits 1919 demokratische Wahlen statt, aber seit den Wahlen 1925 waren keine jüdischen Stadtdeputierten mehr vertreten.

Warschau genoss in der internationalen Historiografie bislang die größte Aufmerksamkeit; K.-W. geht daher in dieser Fallstudie häufiger auf Forschungskontroversen ein. Ebenso wie in Posen fanden 1919 die ersten demokratischen Wahlen statt, allerdings war das Stadtparlament direkt dem Innenministerium unterstellt. Eine nennenswerte Zusammenarbeit zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Parteien gab es im Unterschied zu Krakau nicht, vielmehr stellten die Schulpolitik und die Sozialfürsorge stetige Konfliktfelder dar. Die Weltwirtschaftskrise führte zu einer verschärften Konkurrenz um Sozialausgaben. Diesbezüglich kann K.-W. herausarbeiten, dass der seit 1934 amtierende Stadtpräsident Stefan Starzyński seine Spar- und Finanzpolitik nicht nur autoritär, sondern auch anti-jüdisch ausrichtete. Schlaglichtartig zeigten sich die Unterschiede zwischen Krakau und Warschau im Umgang mit dem jeweiligen „jüdischen Viertel“: Während Kazimierz eine allmähliche Aufwertung als touristischer Anziehungspunkt erfuhr, wurden in Warschau

¹ KAREN BARKEY: Thinking about Consequences of Empire, in: KAREN BARKEY, MARK HAGEN (Hrsg.): After Empire. Multiethnic Societies and Nation-Building. The Soviet Union and the Russian, Ottoman, and Habsburg Empires, Boulder 1997, S. 99–114.

mehrere Straßenzüge zum Abriss freigegeben, um eine direkte Verbindung zwischen dem Stadtzentrum und Zoliborz zu schaffen.

In ihrem Fazit konstatiert K.-W., dass die Stadtparlamente in der Zweiten Republik für die jüdische Politik „zur wichtigsten Arena der Partizipation“ geworden seien (S. 259). Überzeugend arbeitet sie zugleich die Wechselwirkungen zwischen jüdischen Gemeinden und kommunaler Selbstverwaltung heraus. Dennoch ließ sich nicht verhindern, dass die kommunale Unterstützung für jüdische Initiativen in Sozialfürsorge, Kultur und Bildung seit Mitte der 1920 Jahre zurückging. Die politische Gleichberechtigung war demnach auf kommunaler Ebene eher erreichbar als die soziale Chancengleichheit.

Das vorliegende Werk trägt den Untertitel „Projekte – Strategien – Dynamiken“. Bei der Lektüre fällt auf, dass darin insofern ein Fingerzeig liegt, als K.-W. den jüdischen Stadtdeputierten in ihrer biografischen Spezifik nur wenig Platz einräumt. Wünschenswert wäre es gewesen, mehr über soziale Herkunft, Ausbildung, Berufssituation, Familienstand oder politische Sozialisation zu erfahren. Allzu knapp streift K.-W. die Rolle der Frauen; lediglich einmal kommt die Warschauer Deputierte Ruchla-Rajza Szejn als Bildungsexpertin zu Wort. Sinnbildlich zeigen die einzigen drei Fotografien in diesem Band die Rathäuser von Krakau, Posen und Warschau – und nicht die Menschen, die in ihnen wirkten. Eine weitere Anmerkung betrifft das Paradigma der Demokratisierung. Etwas unentschlossen wird die hohe Zahl an jüdischen Wahllisten teils als Anzeichen für eine fragmentierte Wählerschaft, teils als „Ausdifferenzierung der Parteienlandschaft“ (S. 171) gedeutet. Dies wirkt demokratiethoretisch zu wenig begründet; ebenso hätten die wechselnden kommunalen Wahlordnungen eine genauere Analyse verdient.

Ungeachtet dessen liegt insgesamt ein in seinen Schlussfolgerungen überzeugender, anschaulich und flüssig geschriebener Beitrag vor, der vielfältige Erkenntnisse über ein zentrales, wenngleich häufig unterschätztes Politikfeld in Polens Zweiter Republik erlaubt.

Dresden – Marburg

Stephanie Zloch

Zwischen nationalen und transnationalen Erinnerungsnarrativen in Zentraleuropa. Hrsg. von Lena Dorn, Marek Nekula und Václav Smyčka. (Medien und kulturelle Erinnerung, Bd. 4.) De Gruyter. Berlin – Boston 2021. X, 256 S. ISBN 978-3-11071758-7. (€ 49,95.)

Europa eint seine Geschichte. Europa trennt seine Erinnerung. Auf diese plakative Formel lassen sich die Ergebnisse zahlreicher Arbeiten über die Erinnerungskulturen auf dem „alten Kontinent“ bringen – ein Befund, der auch jenseits der einschlägigen Fachzirkel kaum auf Widerspruch stoßen dürfte. Schließlich sind die teils immensen Unterschiede, die zwischen den einzelnen Nationen bei der Wahrnehmung der Vergangenheit bestehen, nur allzu offensichtlich. In vielen Fällen hat man es gar mit konfligierenden Erzählsträngen zu tun. Von daher ist es kaum verwunderlich, dass gerade Befürworter einer intensivierten europäischen Integration eine Verknüpfung oder Vereinheitlichung von Erinnerungsnarrativen als notwendig erachten. Entsprechend viel Aufmerksamkeit hat der Vorstoß der Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann gefunden, die wenige Monate nach der Veröffentlichung ihrer Monografie *Der europäische Traum*¹ in einem Interview mit der *taz* für ein „dialogisches Erinnern“ plädierte.²

Assmanns Grundüberlegung, nationale Erinnerungsnarrative „dialogisch“ zu transnationalisieren, teilen auch die Hrsg. des vorliegenden Sammelbandes. Dieser ist aus einem 2019 im Rahmen des Forschungsverbunds „Grenze/n in nationalen und transnationalen Erinnerungskulturen zwischen Tschechien und Bayern“ abgehaltenen Workshop

¹ ALEIDA ASSMANN: *Der europäische Traum. Vier Lehren aus der Geschichte*, München 2018.

² „Etwas Großartiges geschafft“. Aleida Assmann über Europa, in: *taz* vom 21. 05. 2019, <https://taz.de/Aleida-Assmann-ueber-Europa/!5593934/> (06.02.2022).

hervorgegangen und versammelt zehn Beiträge, die sich, zumeist aus literaturwissenschaftlicher Perspektive, mit Erinnerungsnarrativen im deutschen und tschechischen Kontext befassen. Dabei wenden sich die Beiträge vorwiegend literarischen Texten zu, die von der Shoa, der Zwangsmigration der tschechoslowakischen Deutschen und der kommunistischen Herrschaft handeln. Auf den geografischen Fokus des Bandes weist die umfangreiche Einleitung ausdrücklich, allerdings recht spät (S. 18), hin. Inwieweit der titelgebende Zentraleuropa-Begriff, den die Hrsg. als Alternative zu den „belasteten“ Termini „Mitteleuropa“ und „Ostmittleuropa“ (S. 18, Anm. 11) verwenden, glücklich gewählt ist, ist vor diesem Hintergrund mit einem Fragezeichen zu versehen. Schließlich greift lediglich ein Beitrag über den deutsch-tschechischen Rahmen hinaus. Auch rekurriert kaum ein Artikel explizit auf den Zentraleuropa-Begriff. Öfter ist stattdessen nonchalant von „mitteleuropäisch-jüdischen Erinnerungen“ (S. 45) und „Mitteleuropäern“ (S. 241) die Rede. Eine genauere, allenfalls auf den ersten Blick trivial wirkende Erörterung dessen, worin sich „nationale“ von „transnationalen“ Erinnerungsnarrativen eigentlich grundsätzlich unterscheiden (vgl. S. 8 f.), wäre da sinnvoller gewesen.

Mit der Erinnerung an ethnisch motivierte Massenmorde beschäftigt sich Ljiljana Radonić. Die in Wien tätige Politikwissenschaftlerin wendet sich in ihrem Aufsatz den Narrativen zu, mit denen im böhmischen Theresienstadt/Terezín und im kroatischen Jasenovac an den dort während des Zweiten Weltkriegs verübten Völkermord gedacht wird. Dazu holt sie zu einem längeren Vergleich aus, der vor dem Entstehen der beiden Gedenkstätten (1991 bzw. 1968) ansetzt. Dabei weist die Autorin für die 1960er Jahre erkennbare Parallelen zwischen dem Gedenken an beiden Orten nach. Sowohl in Theresienstadt, dem vormaligen deutschen Konzentrationslager, als auch in Jasenovac, wo das kroatische Ustaša-Regime Serben und Angehörige anderer Nationalitäten internierte, sei die Ethnizität der Opfer zunächst kaum beachtet worden und zugunsten eines allgemeineren, staatstragenden „antifaschistischen“ Narrativs in den Hintergrund getreten. Beide Zugänge hätten sich mit der Zeit indes deutlich verändert und erst im Kontext der EU-Osterweiterung wieder einander angenähert. Dies illustriert R. anhand einer das individuelle Schicksal der einstigen Insassen betonenden Ausstellung (1986) in Theresienstadt, die sie mit dem Gedenken in Jasenovac vergleicht, das unter den Vorzeichen eines „Krieg[es] um die Erinnerung“ (S. 62) zunehmend eine antikroatische Stoßrichtung bekommen und wenige Jahre später den Serben zur ideologischen Unterfütterung des Jugoslawienkriegs gedient habe.

Unter den zahlreichen literaturwissenschaftlichen Beiträgen verdient der Aufsatz Václav Smyčkas und Stefan Segis (beide Prag) besondere Beachtung. Die Autoren wenden sich dem populären Genre des Kriminalromans zu und untersuchen, auf welche Weise die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei und die Ära des Sozialismus in die jüngere deutsche und tschechische Kriminalalliteratur Eingang gefunden haben. Sie konstatieren dabei eine durch „Doppelnarrative“ bedingte „Ambivalenz“. Täter der Vergangenheit würden vielfach als Opfer der Gegenwart – und umgekehrt – erscheinen. Eine klare Unterscheidung von Gut und Böse sei oft unmöglich und von einer Reihe weiterer Faktoren abhängig. Nach Ansicht der beiden Literaturwissenschaftler ist diese ethische Uneindeutigkeit auch auf die Lebenserfahrungen mancher Autoren zurückzuführen, deren „Auffassung von Verbrechen und Schuld“ (S. 181) sich im Zuge der Systemtransformation grundlegend verändert habe. Diese These überzeugt nicht vollends, da Uneindeutigkeiten und Doppelnarrative ein allgemeineres Phänomen der Moderne darstellen.

Die eingangs geschilderten Überlegungen Assmanns greift Manfred Weinberg auf. Dabei verwirft der in Prag lehrende Literaturwissenschaftler das Konzept eines „dialogischen Erinnerns“ als ebenso wenig praktikabel wie wünschenswert. Schließlich würde dieser Ansatz letztlich auf ein gesamteuropäisches Narrativ abzielen und die Vergangenheit Europas auf „eine Geschichte der Gewalt“ (S. 233) reduzieren. Dabei sei, ohne Auslassungen oder Zwang, eine Vereinheitlichung der einander oftmals widersprechenden nationalen Erzählstränge kaum möglich. Als Gegenentwurf zu einem solchen *de facto* hegemonialen Ansatz bringt der Vf. ein „translationales Erinnern“ ins Spiel, dessen Anliegen nicht

die Vereinheitlichung, sondern die Wahrung der Vielstimmigkeit des Erinnerns sei. Konkret solle ein beständiger Dialog, in dem jede Seite ihren Standpunkt darlege, Perspektivwechsel ermöglichen und dadurch einem über das jeweilige „Erinnern-wie-üblich“ hinausgehenden Umgang mit der Vergangenheit den Weg ebnen. Dieser Gedankengang lädt zu einer gesonderten Diskussion ein. In ihrem Rahmen wäre speziell der Frage nachzugehen, inwiefern ein vereinheitlichtes, europäisches Erinnerungsnarrativ nicht selbst auf ein (makro-)nationales Narrativ hinausliefe. Für eine solche Debatte haben W.s pointierte, mitunter zum Widerspruch anregende Beobachtungen den Boden bereitet. Allein schon mit Blick auf das sich daraus ergebende diskursive Potenzial ist dem Sammelband eine größere Leserschaft zu wünschen.

Münster

Matthias E. Cichon

Catastrophe and Utopia. Jewish Intellectuals in Central and Eastern Europe in the 1930s and 1940s. Hrsg. von Ferenc Laczó und Joachim von Puttkamer. (Europas Osten im 20. Jahrhundert, Bd. 7.) De Gruyter. Berlin – Boston 2017. VIII, 355 S. ISBN 978-3-11-055543-1. (€ 49,95.)

The present volume brings to light the activity and thinking of Jewish intellectuals in Central and Eastern Europe in the 1930s and 1940s. It is an area considerably influenced by Jewish culture and the Jewish way of life before World War II and the Shoah, but which is greatly underrepresented in the scholarship. During the prewar years, when the National Socialists came to power, and German-speaking Jewish refugees set out for Eastern and Central Europe, this influence became particularly apparent. It coincided with the presentiment of the catastrophe encroaching upon Europe and the world. The necessity to imagine the future, and the understanding of its virtual impossibility, mark the works of the Jewish intellectuals of the 1930s and 1940s that are presented and discussed in this volume consisting of twelve articles, symmetrically divided into four parts.

The first section tackles 1933 and Adolf Hitler's rise to power as a frontier which ultimately turned over the perception of Jewishness and arguably even more so in areas with a German-speaking Jewish population. Ines Koeltzsch draws on a "loose network" of German Jewish, Czech Jewish, and Czech writers and translators in Prague who sought to activate and mutually promote creative work despite the onset of fascism and growing national enmity. Viewing translation and mutual promotion of artistic works as embedded in everyday practice, Koeltzsch demonstrates how translation was employed to overcome the rising xenophobia in pre-war Europe. Also, after the war and the Holocaust, the memory of pre-war cultural connections drove the activity of the surviving intellectuals.

Marija Vulesica delves into the biographies of three Yugoslavian Jewish Zionist Intellectuals who, in the 1930s, gathered in Zagreb around a journal *Zidov* (The Jew). Looking into the lives and works of Alexandar Licht, Lavoslav (Leo) Schick, and Vera Stein Ehrlich, renowned at the time yet largely unknown today, Vulesica demonstrates how the year 1933 activated the Zionist summons, which were perceived as a possible chance for Jews to elude the catastrophe. In studying the diaries of Milán Füst, one of the most prominent Hungarian authors of the time, Gábor Schein examines Füst's reflections about his Jewishness. The existence between cultures and complex attitudes toward his Jewish roots, adjoined to common and political anti-Semitism in Hungary, affected Füst's personality and provoked an identity crisis.

The second section tackles the search for identity augmented by the crisis of modernity and the approaching catastrophe. Eszter Gantner deals with the motives of Béla Balász's internationalism. A talented and successful writer, poet, and scenarist, Balász followed the path to some extent typical for a person of his background. Born into a well-to-do Jewish family, he sought ways to emancipate himself from his Jewish heritage, which resulted in his admiration for Hungarian romantic nationalism and, later, communism. The life of Arthur (Zakan) Bryks, a learned cantor, artist, and furniture designer, as told by Małgorzata

A. Quinkenstein, is the story of a secularized European Jew who, while supporting Zionism and socialism, regarded Europeaness to be a central element of his identity. Born near Radom in 1894, Bryks traveled to and lived in many European cities. After a 10-year stay in Israel (1954–1964), he returned to Europe. Insisting on keeping his Polish passport, which he first received in 1920, he remained a Polish citizen until he died in 1968. A talented artist whose artistic endowment was recognized by, among others, Käthe Kollwitz and Alexey Jawlensky, Bryks (together with his wife Vena) put a great deal of effort into supporting and connecting other artists across Europe and later also war refugees. In the last article in this part, Camelia Căciun approaches the somewhat surprising outburst of the Yiddish-speaking culture in interwar Bucharest. Unlike in Poland, Lithuania, Ukraine, and Belarus, Yiddish was never the sole or primary language spoken by the Jews of the Kingdom of Romania, which included regions with an uneven distribution of the Jewish population and varying levels of assimilation. At the same time, traditional Jewish centers such as Cernăuți (Chernivtsi) or Chișinău gradually lost their importance, and the core shifted to the capital city of Bucharest. This situation was successfully used by leading Romanian Jewish intellectuals, who created a vibrant milieu where Yiddish-speaking culture, especially theatre, could flourish.

The third section is devoted to intellectual attempts at building a discursive continuity between the pre- and post-war (and the Holocaust) periods. Clara Royer discusses the attempts of survivor Jewish intellectuals to re-gain their pre-war activities in Budapest. She focuses on *Haladás* (Progress), a journal founded in 1945 by the renowned writer Béla Zsolt. Although it represented assimilationist positions, the journal devoted much space to discussing “Jewish topics;” it persistently thematized the Holocaust, demanded the persecution of war criminals, and struggled against anti-Semitism. In this vein, the publishers and authors of *Haladás* confronted many of their Hungarian peers, who were stained by anti-Semitism and collaborationism. When Soviet-imposed socialism became firmly established in Hungary by 1948, the journal, with its appeal for utopian socialism, ceased to exist.

The remarkable role of Jewish intellectuals—historians and writers—in documenting the intermediate experience of suffering and catastrophe during the first post-war years is approached in the contributions of Ferenc Laczó and Ilse Josepha Lazaroms. Laczó discusses the works of the Hungarian Jewish Holocaust researchers of this period, representing a strikingly different perspective. Being (even if unwillingly) a member of the Central Jewish Council, Ernő Munkácsi hastened to provide his answer to the question of how the Holocaust could happen, which he also included in the title of his published book of 1947. Perhaps seeking to justify his discourse, Munkácsi simultaneously succeeded in providing meticulous documentation of the suffering of the Hungarian Jews. The second author, Jenő Lévai, as Laczó points out, was the pioneer of the historiography of the Holocaust in Hungary. Unceasingly working and publishing through the first post-war years, Lévai created a thorough but highly reflective history of the Holocaust, the central work of which was the “Jewish fate in Hungary” (1948). Finally, the monograph by the communist and controversial political figure Endre Sós, entitled “European fascism and antisemitism,” was among the first attempts to understand the Holocaust from a transnational perspective. Lazaroms discusses two novels by the writers and Holocaust survivors Ernő Szép and Jiří Weil, who attempted to grasp the inexpressible through literature. In the opinions of both of the authors, the Holocaust did not and could not become a matter of the past even after the end of war; on the contrary, the experience of the Catastrophe defined both their present and their future. The past appears as imagined and as being almost impossible. Literary works written immediately after the Holocaust, as Lazaroms shows, have been too often omitted as sources, as if they could distort our understanding of the event. Yet precisely in this proximity, each individual’s encounters with life and death are discernible.

The final part of this collection tackles the post-war trajectories of Jewish intellectuals in Hungary, Romania, and Poland, which almost inevitably demanded the revision of

loyalties and identities. Tamás Scheibner immerses the reader into the complex intellectual path of Jewish-Hungarian writer Imre Keszi. Being an exceptionally gifted and widely-read intellectual, Keszi became best known as a zealot of *Zhdanovshchina* in socialist Hungary. Not arguing against this notoriety, Schreiber approaches Keszi and his views in a much more nuanced manner. Returning to Keszi's pre-war activities, he depicts him as an adherent of the Jewish renaissance who sought a way to conciliate rivaling tradition to overcome the crisis of modernity. Felicia Waldman overviews the biographies and career developments of 15 Jewish intellectuals who made it to tenured positions at the University of Bucharest, despite the discrimination they faced under different political regimes. She seeks to understand (although not explicitly formulating this objective) to what extent personal and political compromises could have been instrumental for career development that was already complicated by their Jewish heritage. The number of Jewish intellectuals at the University of Bucharest (though still unproportionally low) had somewhat increased by 1948; yet by this time, not scholarly merit but an ability to adapt became the major criterium for being awarded tenure. In her essay, which concludes this important and compelling collective monograph, Karolina Szymaniak looks into the life and work of the Jewish-Polish writer and activist Rachel Auerbach from the 1920s and through the 1950s. A prominent and somewhat tragic figure, Auerbach was the most consistent representative of Yiddishism—in which she saw the way to sustain the Jewish people and the Jewish culture in Poland. Identifying herself as Jewish, Auerbach felt deeply connected with the Polish culture. In the Polish language, she wrote her unique Warsaw Ghetto Diaries, for which she became famous as one of the first and subtlest chroniclers of the Catastrophe. Simultaneously, as Szymaniak convincingly shows, it is necessary to look deeper into Auerbach's early activities to understand how this unique account (and later her work for Yad Vashem) became possible.

Marburg

Tatsiana Astrouskaya

Ludwik Hirszfeld: Geschichte eines Lebens. Autobiographie. Übers. von Lothar Quinkenstein und Lisa Palmes. Verlag Ferdinand Schöningh. Paderborn 2018. 434 S. ISBN 978-3-506-78138-3. (€ 39,90.)

In seinem ausführlichen autobiografischen Text erzählt Ludwik Hirszfeld (1884–1954) die Geschichte seines Lebens bis in den Sommer 1943, als er sich im noch immer von den Deutschen besetzten, nahe bei Warschau gelegenen Miłosna versteckt hielt. Die Schilderungen beginnen mit der Studienzeit in Würzburg und Berlin und führen über die Zeit als Assistent in Heidelberg, wo der Vf. gemeinsam mit Emil von Dungern die Beschreibung und Nomenklatur der menschlichen Blutgruppen entwickelte, zunächst nach Zürich, wo der Vf. sich 1914 habilitierte (Kapitel 1–3). In den Kapiteln 4–5 behandelt der Vf. die Erfahrungen, die er gemeinsam mit seiner Frau, der Ärztin Hanna Hirszfeldowa, im Ersten Weltkrieg machte, als beide sich zuerst in serbischen Diensten und später mit der Armée d'Orient im südöstlichen Europa in der Behandlung und Vorbeugung von Infektionskrankheiten engagierten. Auf eine neuerliche, jedoch nur kurze Zürcher Episode folgte die Rückkehr des Ehepaars nach Polen, wo die Tochter Maria zur Welt kam und der Vf. seine Erfahrungen und sein bereits beträchtliches internationales Renommee rasch in den Aufbau medizinischer und hygienischer Strukturen einfließen ließ, u. a. in das Warschauer Hygiene-Institut (Kap. 6–13).

Ab etwa der Hälfte des Textes bilden der Zweite Weltkrieg mit der Besetzung Polens und insbesondere Warschaus den Rahmen der Schilderungen. Gemeinsam mit seiner Frau und Tochter wurde H., der einer jüdischen Familie aus Lodz entstammte, sich aber bei der Rückkehr nach Polen hatte taufen lassen, im Februar 1941 ins Warschauer Ghetto gezwungen. Die folgenden Kapitel behandeln das Leben im Ghetto und speziell H.s Engagement im dortigen Gesundheits- und Hygienewesen. Dabei finden auch die geheimen, unter prekären Bedingungen durchgeführten Forschungen sowie die daran beteiligten und nahezu

sämtlich ermordeten Personen Eingang in die Darstellung (Kap. 17–19). Kurz vor den großen Deportationen im Juli 1942 floh die Familie aus dem Ghetto, um sich mit Unterstützung von Bekannten bis Kriegsende zu verstecken. Die Tochter überlebte die gesundheitlichen Folgen des Ghettos jedoch nicht. In dieser Situation erreicht die Schilderung ihre eigene Gegenwart, die den Vf. im letzten Teil (Kap. 20–32) über das Schicksal des jüdischen Volkes und der Menschheit im Allgemeinen nachdenken lässt.

Neben inhaltlichen Aspekten lässt gerade die Schreibsituation den Text besonders interessant werden. Zentrale Motive der Schilderungen sind einerseits die Wissenschaft und ihre objektive Kraft und andererseits ihr Verhältnis zur Entwicklung moderner Staatlichkeit, die der Vf. ausschließlich national denkt und zu keiner Zeit in Frage stellt. Zwischen diesen beiden Instanzen fungieren Wissenschaftler:innenfiguren, die durch Expertise und Verantwortung (gegenüber der Nation und ihren Studierenden) zu wirken haben. Der Text oszilliert um eine idealtypische Beschreibung des Wissenschaftlichen und misst diese in unzähligen positiven und negativen Momenten aus. In der spezifischen Schreibsituation geschieht dies allerdings bisweilen so emphatisch, dass die Beschreibung die analytische Ebene zugunsten einer idealistisch-programmatischen verlässt. Hier sind die Schilderungen des Vf., sofern sie nicht ohnehin die historischen Umstände beschreiben, eher Dokument eines Selbstverständnisses denn wissen(schaft)ssoziologische Reflektion. Zu Letzterer, insbesondere auch vor dem Hintergrund einer Geschlechtergeschichte der Wissenschaften, bietet der Text eine interessante Grundlage. Auch für die weiterhin wichtige Aufarbeitung der rassenideologischen Vereinnahmung der Blutgruppenforschung und deren Ablehnung (u. a. durch den Vf.) bildet der Band ein wichtiges Dokument.

Die von Lothar Quinkenstein und Lisa Palmes vorgelegte Übersetzung ermöglicht den Zugang zu diesem bedeutsamen Dokument für ein breites deutschsprachiges Lese- und Zitierpublikum. Gleichzeitig wäre dem Text ein detaillierterer historisch-kritischer Apparat zu wünschen gewesen, der nicht nur den der englischen Ausgabe¹ intensiver berücksichtigt, sondern auch die Redaktions- und Publikationsgeschichte stärker einbezieht. Letztere hat sich, wie Robert Traba und Małgorzata Quinkenstein in einem Kommentar zu dieser Ausgabe darlegen, aufgrund von Kürzungen und Auswahl keineswegs einheitlich gestaltet. Jenseits von Verweisen auf einschlägige Forschungsliteratur und verstreute Angaben im Anmerkungsapparat wären hier mindestens bibliografische Angaben zu den einzelnen Ausgaben wünschenswert gewesen. Auch der im Kommentar erwähnte „spezifisch[e] Sti[l]“ Hirszfelds, „der vor Selbstironie und Anspielungen keinen Halt macht“ (S. 422), hätte an dieser Stelle ausführlicher erläutert werden können. Glücklicherweise liegt mittlerweile eine umfassende, den Vf. in einen breiten historischen Kontext einordnende Studie vor.²

Wien

Friedrich Cain

¹ MARTA A. BALIŃSKA, WILLIAM H. SCHNEIDER (Hrsg.): Ludwik Hirszfeld. The Story of One Life, Rochester 2010.

² KATRIN STEFFEN: Blut und Metall. Die transnationalen Wissensräume von Ludwik Hirszfeld und Jan Czochralski im 20. Jahrhundert, Göttingen 2021.

Mikhal Dekel: Die Kinder von Teheran. Eine lange Flucht vor dem Holocaust. Mit einem Nachwort für die deutsche Ausgabe von Aleida Assmann. Aus dem Engl. von Tobias Gabel. wbg Theiss. Darmstadt 2021. 464 S., Ill. ISBN 978-3-8062-4278-2. (€ 28,—)

Die Geschichte der sog. Kinder von Teheran, die der deutschsprachigen Öffentlichkeit bereits aus den Werken von Jutta Vogel oder Henryk Grynberg sowie der Fernseh-dokumentation „Die Odyssee der Kinder“ bekannt sind,¹ wird dem Lesepublikum nun

¹ WERNER C. BARG, STEPHAN M. VOGEL: ZDF History: Die Odyssee der Kinder, Film, Erstaussstrahlung 09.11.2008; HENRYK GRYNBERG: Kinder Zions. Dokumentarische

erneut in der deutschen Übersetzung des Buches von Mikhal Dekel präsentiert. Die Autorin erzählt die Geschichte einer Gruppe von fast 900 jüdischen Kindern, die zwischen September 1939 und Februar 1943 mehr als 20 000 Kilometer von Polen über die Sowjetunion und den Iran in das britische Mandatsgebiet Palästina überwinden mussten. Benannt wurden sie nach der Hauptstadt des Irans, wo sie zwischen August und Dezember 1942 auf ihr weiteres Schicksal warteten.

Basierend auf der Geschichte ihres Vaters, der auch ein „Kind von Teheran“ war, verfolgt die Literaturwissenschaftlerin die Spuren der „Kinder von Teheran“ auf ihrer Reise von Polen bis in das Gebiet des heutigen Israel. Dabei erzählt sie nicht nur die Geschichte dieser Kinder, sondern auch die Geschichte der Hundertausenden von Menschen, die vor den Nationalsozialisten gen Osten flohen bzw. in die Sowjetunion deportiert wurden. Die Schicksale dieser Menschen präsentiert D. als Teil der Geschichte des Holocaust, wodurch sie vom dominanten Geschichtsbild der Ghettos und Vernichtungslager abweicht und die Erfahrung der Flucht in den Vordergrund rückt (S. 20). In neun Kapiteln erfährt der Leser von der aufgrund des deutschen Überfalls erzwungenen Flucht der jüdischen Bevölkerung aus Polen, den Deportationen aus den von der Roten Armee besetzten polnischen Gebieten in die Sowjetunion und der dort geleisteten Zwangsarbeit. Nach ihrer Entlassung mussten die jüdischen Flüchtlingskinder mit ihren Familien die Reise aus dem Norden der Sowjetunion nach Zentralasien, die Arbeit in den dortigen Kolchosen und den ständigen Kampf gegen Hunger und Krankheiten überleben, bevor sie Teheran und danach Palästina erreichten. Auch wenn das Phänomen der Zwangsmigration mit allen ihren negativen Aspekten keine ausschließlich jüdische Erfahrung war, konstatiert D., dass davon „unverhältnismäßig viele Juden“ (S. 208) betroffen gewesen seien. Im Laufe der Erzählung drängen sich immer wieder Vergleiche der Geschichte jüdischer Flüchtlinge im Osten mit dem dominanten Holocaust-Geschichtsbild auf, beispielhaft bei einem Foto jüdischer Flüchtlingskinder in einem Teheraner Krankenhaus (S. 291). Abgebildet sind sie darauf in einem äußerst schlechten Allgemeinzustand, „bis aufs Skelett abgemagert und mit trübem Blick“ (S. 290). Genauso gut, so bemerkt D. zu Recht, könnte es sich bei dem Bild um Kinder handeln, die aus einem KZ befreit worden waren.

Die Darstellung basiert in erster Linie auf Interviews, die mit den Kindern 1943 nach ihrer Ankunft in Jerusalem geführt wurden. Diese ergänzt D. um Gespräche, die sie selbst mit noch lebenden Zeitzeugen führte. Neben weiteren Ego-Dokumenten wurde Archivmaterial aus Polen, Russland, Usbekistan und den USA hinzugezogen. Obwohl D.s gründliche Recherche und breite Quellenbasis überzeugen, würde man sich an manchen Stellen klare Referenzen wünschen, damit der Leser zwischen Quelleninhalt und Quellenanalyse unterscheiden kann. Die Erzählung der Geschichte der „Kinder von Teheran“ wird in einer zweiten Ebene von reportageartigen Abschnitten unterbrochen, in denen D. eigene Erfahrungen und Überlegungen zu ihren Recherchereisen schildert.

Einen wichtigen Beitrag leistet D., indem sie die Perspektive der Kinder darstellt. Im Vergleich zum angloamerikanischen Raum spielen Kinder in der deutschen Geschichtsforschung immer noch eine marginale Rolle.² Dabei liefern gerade deren Perspektive und die Politik ihnen gegenüber, einen wichtigen Beitrag zur Erweiterung der Gesellschaftsgeschichte: Einerseits haben Kinder ein einzigartiges Verständnis von der Welt, andererseits stellen sie für die staatlichen Autoritäten eine wichtige Ressource dar, die in politischen Agenden Berücksichtigung fand.³ Die „Kinder von Teheran“ und die jüdischen Kin-

Erzählung, Leipzig 1995; JUTTA VOGEL: *Die Odyssee der Kinder. Auf der Flucht aus dem Dritten Reich ins Gelobte Land*, Frankfurt am Main 2008.

² Vgl. MARTINA WINKLER: *Kindheitsgeschichte. Eine Einführung*, Göttingen 2017, S. 11.

³ Vgl. ebenda, S. 12, 104, und MARTHA SAXTON: *Introduction into the First Volume of the „Journal of Childhood and Youth“*, in: HEIDI MORRISON (Hrsg.): *The Global History of Childhood Reader*, New York 2012, S. 103–104.

derflüchtlinge in Zentralasien insgesamt waren in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Die polnische Exilregierung, Autoritäten des neu entstehenden Staates Israel und nicht zuletzt auch die sowjetischen Autoritäten, die ihre Ausreise aus der Sowjetunion zu verhindern versuchten, bekundeten ihr Interesse an den Kindern. Selbst nach ihrer Ankunft im britischen Mandatsgebiet Palästina setzte sich der Kampf um sie im Kontext des neu entstehenden Staates unter den einzelnen politischen und religiösen Parteien fort. Wie D. im Verlauf ihrer Studie aufzeigt, wirkte sich dieser Kampf auf die (nationale) Identität der „Kinder von Teheran“ aus, deren (Selbst-)Identifizierung in manchen Abschnitten ihres Weges zur Überlebensstrategie wurde (S. 310 f.).

Die Vf. stellt die Kinder als Akteure dar, die, wenn sie die Möglichkeit dazu hatten, ihren Alltag und ihr Schicksal selbst mitgestalteten. Am Beispiel ihres Vaters und anderer Verwandter verfolgt D. die Veränderung (nationaler) Identität vom polnischen Juden hin zum „Kind Israels“. Sie thematisiert die unterschiedlichen Einflüsse, denen ihr Vater auf seinem Weg als Flüchtling ausgesetzt war, muss jedoch letztlich den bereits bekannten Forschungsstand bestätigen, dass die Selbstidentifizierung der Kinder vom zunehmenden Nationalismus im internationalen Umgang mit Flüchtlingskindern am Ende des Zweiten Weltkriegs geprägt gewesen sei (S. 357).⁴

D. hat ein ausgesprochen lesenswertes Werk vorgelegt. Durch ihre umfangreichen Recherchen beleuchtet sie das wenig erforschte Thema der jüdischen Flüchtlinge und ihre „erzwungene Reise von Polen in die Sowjetunion und den Nahen Osten vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs. Als Literaturwissenschaftlerin ist es ihr zugleich gelungen, durch die gewählte(n) Textsorte(n) und nicht zuletzt auch ihren persönlichen Bezug zum Thema ein besonders gut lesbares Buch zu schreiben, das ein weites Publikum sowohl innerhalb als auch außerhalb der akademischen Welt ansprechen wird.

Warszawa

Michał Korhel

⁴ Vgl. z. B. TARA ZAHRA: „A Human Treasure“. Europe's Displaced Children between Nationalism and Internationalism, in: *Past & Present* 210 (2011), 6, S. 332–350, und TARA ZAHRA: *The Lost Children. Reconstructing Europe's Families after World War II*, Cambridge, MA 2011.

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Bd. 15: Ungarn 1944–1945. Hrsg. von Regina Fritz. De Gruyter Oldenbourg. Berlin – Boston 2021. 850 S. ISBN 978-3-11-0365002-8. (€ 59,95.)

Das Großprojekt „Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945“ (VEJ) ist 2021 um einen Band zur Judenverfolgung und zum Holocaust in Ungarn erweitert worden. Die neue Publikation wurde von Regina Fritz zusammengestellt und bietet einen tiefen Einblick in das finsterste, und teils verschwiegene, Kapitel der Geschichte Ungarns. F. ist eine international renommierte Wissenschaftlerin der Universität Bern, die zahlreiche wichtige Studien zur ungarischen und österreichischen Zeitgeschichte, zum Nationalsozialismus und zur Geschichtspolitik und Erinnerungskultur veröffentlicht hat.

In Form und Struktur entspricht der Einzelband dem üblichen Muster der Reihe: Eine Einleitung mit Informationen zur Auswahl und Bearbeitung der Quellen sowie einer historischen Kontextualisierung folgen auf etwa 700 Seiten die Quellen, die zum besseren Verständnis mit einem ausgiebigen Fußnotenapparat und ferner mit diversen Verzeichnissen, Orts- und Personenregistern versehen sind.

Die Einleitung mit dem historischen Hintergrund führt die Leser:innen gründlich in die Problematik ein. F. stellt die viel zu oft vergessene Geschichte des ungarischen Antisemitismus seit dem Mittelalter vor, legt besonderes Gewicht auf die Neuzeit, das 19. Jh. (als im Königreich Ungarn eine antisemitische Partei gegründet wurde) und die Folgejahre des Ersten Weltkriegs, als sich die zuvor konfessionelle Judenfeindlichkeit in Ungarn grund-

sätzlich veränderte und eine Epoche des politisch-rassistischen Antisemitismus begann. Dieser Umstand ist umso wichtiger, als in der ungarischen Historiografie bis heute Tendenzen zu finden sind, die den Holocaust ausschließlich auf deutsche Einflüsse zurückführen und die ungarische Beteiligung ausklammern. F. betont in ihrer Einleitung jedoch die langfristige Entwicklung des ungarischen Antisemitismus, die eine grundlegende Voraussetzung für die Ermordung der ungarischen Juden gebildet habe.

Etwas verwirrend ist der zeitliche Rahmen, auch wenn dieser der Konzeption der Reihe entspricht: Der Titel lautet „Ungarn 1944–1945“, was darauf hindeuten könnte, dass die Judenverfolgung in Ungarn erst nach der deutschen Besetzung vom 19. März 1944 begonnen habe. Damit wäre gewissen Kreisen in Ungarn die Möglichkeit gegeben, die eigene Rolle in den fatalen Entwicklungen auszublenden, was jedoch im Band keineswegs seine Entsprechung fände. Andererseits schildert F. in der Einleitung die jahrhundertelange Entwicklung des ungarischen Antisemitismus, dadurch wird die Vorgeschichte deutlich, auch wenn F. in dieser Reihe nicht die Möglichkeit hatte, bei der Quellenauswahl diese Vorgänge auch zu betonen. Das erste Dokument stammt aus dem Jahr 1937, das in diesem Kontext nur bescheidene Bedeutung hat. Eine Erweiterung bis zurück zum „Numerus Clausus“-Gesetz von 1920 und eine Darstellung der antijüdischen Ausschreitungen während der 1920er Jahre hätten den Umstand, dass die Judenfeindlichkeit in Ungarn bereits im Jahrzehnt vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland des Öfteren ein gewaltiges Ausmaß erreicht hatte, in angemessener Weise verdeutlicht. Wegen des ohnehin beachtlichen Bandumfangs ist es jedoch verständlich, dass auf die Darstellung dieser längerfristigen Entwicklungen verzichtet wurde.

Eine weitere Schwierigkeit bestand in der Festlegung des geografischen Rahmens: Das Staatsterritorium Ungarns erweiterte sich während der Epoche mehrmals, und auf den von Jugoslawien, Rumänien und der Tschechoslowakei annektierten (oder in ungarischer Terminologie: zurückgewonnenen) Gebieten lebten zahlreiche Juden, die dadurch ebenfalls dem ungarischen Holocaust zum Opfer fielen. Ihre Geschichten wurden jedoch bereits in anderen Bänden der Reihe behandelt, der vorliegende Band enthält trotzdem auch Quellen zu den Massakern in Kamenez-Podolski 1941 und in der Batschka 1942, wo auch Ungarn als Täter beteiligt waren. Die aufgrund der Grenzmodifizierungen komplizierte Konstellation ist auch kartografisch dargestellt, eine weitere Karte zeigt Ungarn im Zweiten Weltkrieg.

Die Auswahl der Quellen ist uneingeschränkt zu loben, sie umfasst eine extrem breite Palette: Unter den 317 veröffentlichten Quellen finden sich u. a. Gesetze, Pressematerialien, Tagebuchbeiträge, private Dokumente, Archivunterlagen aus dem In- und Ausland, Meldungen jüdischer Organe oder Unterlagen der kirchlichen Behörden und der ungarischen Verwaltungsorgane (Letztere sogar aus kleineren Stadtarchiven und Filialen der Komitatsarchive). Die Heranziehung von Unterlagen aus dem ländlichen Ungarn ist deswegen so wichtig, weil die Deportation der Juden im Frühling und Sommer 1944 zuerst in der Provinz durchgeführt wurde. Originalquellen dazu bleiben jedoch leider in der ungarischen Forschung oft ausgeblendet, obwohl sich die Durchführung der Deportationen nur auf Grundlage von Dokumenten der zentralen Staatsorgane in Budapest nicht rekonstruieren lässt. Angesichts der vielschichtigen Thematik ist die für den Band getroffene Auswahl überzeugend, da so viele Facetten wie möglich präsentiert werden.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Reihe VEJ erneut um eine wissenschaftlich hochwertige Quellenedition erweitert wurde, die das deutschsprachige Publikum über Judenverfolgung und Holocaust in Ungarn informiert. Sowohl der einleitende Aufsatz als auch die Quellen sind zum Hochschulunterricht und zur weiteren wissenschaftlichen Nutzung geeignet. Es ist sogar etwas schade, dass im Rahmen des Projekts keine Übersetzungen in die jeweiligen Landessprachen geplant sind – für die ungarische Öffentlichkeit und Forschung wäre dieser Band eine große Bereicherung.

Kulturpolitik in Ostmittel- und Südosteuropa (1945–2015). Hrsg. von Steffen Höhne. (Ostmitteleuropa interdisziplinär, Bd. 1.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2019. 238 S., graph. Darst. ISBN 978-3-447-11347-2. (€ 49,-)

Mit *Kulturpolitik in Ostmittel- und Südosteuropa (1945–2015)* hat Steffen Höhne den ersten Band der Reihe *Ostmitteleuropa interdisziplinär* hrsg., die zukünftig im Anschluss an die Jahrestagungen des Johann Gottfried Herder-Forschungsrats erscheinen soll. Die Reihe will einen Beitrag zur interdisziplinären Erforschung Ostmitteleuropas leisten, wobei laut H. (angelehnt an Oskar Halecki, Jenő Szűcs und Klaus Zernack) ein bewusst weit gefasster Regionalbegriff dieser „offenen Geschichtsregion“ (S. 8) Anwendung finden soll. Der vorliegende erste Band trägt dazu bei, ein vermeintlich peripheres Politikfeld wie die Kulturpolitik für die historische Ostmitteleuropaforschung zu vermessen. Entscheidend für das Gelingen dieses Vorhabens ist zweifellos die begriffliche Eingrenzung von Kulturpolitik, die H. eingangs in seinem Beitrag „Sozialistische Kulturpolitik und Moderne. Eine Fallstudie zur Semantik von ‚Formalismus‘“ vornimmt. Er plädiert dafür, Kulturpolitik nicht nur auf der Ebene rechtlicher Strukturen und Institutionen in den Blick zu nehmen (*cultural polity*), sondern gleichfalls Akteurshandeln (*cultural politics*) und öffentliches Handeln (*cultural policy*) einzubeziehen. Kulturpolitik rückt in dem Band entsprechend als Feld des staatlichen, intermediären und privaten Handelns in den Fokus, wobei insbesondere kulturpolitische Entwicklungen im Staatssozialismus bzw. an den Rändern staatssozialistischer Systeme beleuchtet werden.

Die Ankündigung, Ostmitteleuropa nicht als „gefüllte“ (S. 8) – d. h. als eine auf die Länder Polen, Tschechien, Slowakei und Ungarn festgelegte – geografische oder politische Größe zu verstehen, setzt dieser Band in Fallstudien zu Rumänien, Griechenland und der SBZ/DDR um sowie auch in Beiträgen, die sich ländervergleichend mit Ostmittel- und Südosteuropa befassen. Erfreulich sind dabei die Bemühungen, Ostdeutschland in einen ostmitteleuropäischen Kontext zu setzen: Der einleitende Beitrag des Hrsg. bezieht sich auf die Kulturpolitik der SED. Im Anschluss folgen Beiträge von Sebastian Schlegel zum Handeln sowjetischer Besatzungsoffiziere in der SBZ (1945–1949) und Rüdiger Ritter, der ausgehend von der Jazzkulturpolitik in der DDR einen Vergleich zu Polen und der Tschechoslowakei bietet. Wolf-Georg Zaddach schließt hier mit seinem Beitrag zu Heavy Metal als posttraditionaler Jugendkultur in der DDR der 1980er Jahre an, bevor Thomas Höpfel im vorletzten Beitrag erneut Ostdeutschland zum Gegenstand eines Vergleichs mit Polen macht, indem er die Transformation der Kulturpolitik nach 1989 in den beiden Städten Leipzig und Krakau untersucht.

In eindrucksvoller Weise zeichnet der Band die sich wandelnden Funktionen von Kulturpolitik im 20. Jh. nach. Diese reichten von einer ideologischen „Gleichschaltung“ von Kunst und Kultur in den 1930er Jahren (S. 33), der Disziplinierung und Kontrolle von Kulturschaffenden (S. 43) über Machterhalt (S. 49) und sozialistische Erziehung (S. 195) bis hin zur „Abfederung des Transformationsprozesses“ in den 1990er Jahren (S. 217). Wie Augusta Dimou am Beispiel des Urheberrechts im kommunistischen Südost- und Ostmitteleuropa argumentiert, bestand eine „relative Kontinuität“ (S. 144) zwischen der Vorkriegs- und Nachkriegszeit, sodass als wichtigste Zäsur in der Region vielmehr das Jahr 1989 hervortritt, mit dem sich Idealvorstellungen und normative Denksysteme veränderten. Dass Kulturpolitik nicht nur ein staatliches Machtinstrument war, sondern auch in den Händen einzelner Entscheidungsträger lag, erläutert Schlegel mit Blick auf besatzungspolitisches Handeln in der SBZ, das sich in „Gutdünken“ ausdrücken konnte (S. 57). Gleichfalls stellt Ritter für die sowjetische Jazzpolitik fest, dass sie von „Willkür und Unberechenbarkeit“ gekennzeichnet sein konnte (S. 91). Etwas zu kurz kommen leider die Kunst- und Kulturschaffenden selbst, was vermutlich damit zu begründen ist, dass die Verfasserinnen und Verfasser vornehmlich die Methode der historischen Diskursanalyse gewählt haben.

Auf die Rezipienten von Kulturpolitik in der Gegenwart verweisen abschließend die Beiträge von Anke Pfeifer zur „Kulturideologie“ (S. 181) des Protochronismus in Ru-

mänien (mit dem vor allem in der Ceaușescu-Ära versucht wurde, Teile der europäischen Kultur auf die rumänische zurückzuführen) und von Olga Kolokytha zur Kulturpolitik in der griechischen Staatsschuldenkrise. Mit ihrer Beobachtung, dass sich Menschen besonders in schwierigen Zeiten der Kunst und Kultur zuwenden würden (S. 233), unterstreicht K. noch einmal das Plädoyer des Bandes, Kulturpolitik nicht weiter als Randthema zu behandeln, sondern auch als „Ermächtigung zur kulturellen Teilhabe“ (S. 13) zu verstehen.

Insgesamt bietet der vorliegende Band eine abwechslungsreiche Lektüre, die nicht nur für einen ersten Einblick in dieses Forschungsfeld sehr zu empfehlen ist.

Dresden

Maren Hachmeister

Peter Bahl: Belastung und Bereicherung. Vertriebenenintegration in Brandenburg ab 1945. (Bibliothek der Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 17.) Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2020. XVI, 1718 S. ISBN 978-3-8305-5016-7. (€ 125,-; unter <https://doi.org/10.35998/9783830541868> Open Access.)

Was für ein Buch! Welch große Forschungslücke Peter Bahl ausfindig gemacht hat, zeigt die monumentale Ausgabe zur Geschichte der Vertriebenenintegration in Brandenburg, ein mehr als beachtliches Werk, das auf über 1700 pergamentdünnen Seiten seine Thematik vom Kriegsende bis in die Gegenwart behandelt.

Die Studie ist in drei Teile und einen 339 Seiten umfassenden Anhang gegliedert. Der erste Teil hat einen deskriptiven Charakter und liest sich gleichsam als eine eigenständige Monografie zur Vertreibungs- und Vertriebenenintegration in Brandenburg. Dieser Abschnitt trägt den bescheidenen Titel „Darstellung“ und erstreckt sich über 511 Seiten. Den zweiten Teil bildet eine Dokumentation, die regionalhistorische Aspekte der Integration auf Ebene der brandenburgischen Landkreise sowie wichtiger Orte von „Ahrensdorf“ bis „Zützen“ mit dem Untertitel „Historische Stätten der Vertriebenenintegration in Brandenburg“ einschließt (S. 517–972). Der dritte Teil ist eine Quellenedition (S. 975–1378), die Quellentexte aus den Jahren 1945–2018 in sechs Abschnitten präsentiert. Den Anhang bilden ein Glossar, eine Zeittafel (1944–2018), Quellen- und kommentiertes Literaturverzeichnis und ein Register der Orte, Personen und Sachen.

Der Autor betont eingangs, dass „eine dem Schicksal der Flüchtlinge und Vertriebenen in der Kriegs- und Nachkriegszeit Brandenburgs angemessene Darstellung im Grunde nur in einer umfassenden (Zeit-)Geschichte dieses Landes möglich wäre“ (S. 3), die es aber nicht gebe und deren Erforschung nur mit einem wissenschaftlichen Team gelingen könne. Doch gelingt es ihm, in aller Klarheit deutlich zu machen, mit welcher Vehemenz die Flucht- und Vertreibungsgeschichte sowohl die einheimische als vor allem auch die direkt betroffene Bevölkerung traf.

B. will mit seinem Werk eine „Ausgangsbasis für die künftige Forschung“ schaffen und bemerkt, dass „viele Kapitel nicht viel mehr als erste Versuche [anzusehen sind], eine Bilanz des bisher Bekannten“ (S. 4) darzustellen. Doch einerseits fällt schon dieser Versuch sehr umfangreich aus und andererseits treten dennoch die enormen Forschungslücken immer wieder deutlich zutage. Kaum bearbeitete Forschungsfelder erheblichen Ausmaßes zeigen sich z. B., wenn der Vf. darauf hinweist, wie wichtig für vertriebene Brandenburger Verbindungen in die Bundesrepublik oder nach Westberlin gewesen (S. 367) und wie wenig diese untersucht seien. Gleiches gilt für seine Anregung, Friedhöfe und Grabsteine zu dokumentieren und auf Spuren einer gegebenenfalls nicht abgeschlossenen Integration Vertriebener zu untersuchen, oder für seine Frage im Kapitel „Bereicherung“, inwieweit Forschungen „auf gleichsam umgekehrte Formen zu achten haben, in denen der Zuwanderer nach einiger Zeit nicht nur geachtet, sondern geradezu als Bereicherung gesehen wurde“ (S. 330). Hier zeigt sich die Multiperspektivität von B.s Ansatz, der die Einbeziehung von sowohl zeitgenössischen Verwaltungsakten als auch zeitgenössischen und nachträgli-

chen Zeitzeugenberichten von Geflüchteten und Vertriebenen, aber auch von Einheimischen, vorsieht.

Zugleich auch zeugt der Umfang des Bandes von einer Herkulesarbeit an Aktensichtung und -bewertung, Ermittlung neuer Quellen, dem Ausweisen von inhaltlichen Zusammenhängen. Das ganze Ausmaß der von B. behandelten Themen und Fragen zur brandenburgischen Vertriebenenintegration erschließt sich im Inhaltsverzeichnis, das wohl aus Platzgründen nur die Hauptüberschriften wiedergeben kann, nicht einmal ansatzweise. Erst bei der Lektüre wird der Leser von dem Reichtum der untersuchten Aspekte beinahe überwältigt. Bei der Behandlung der Einzelthemen erläutert B. das Allgemeine möglichst anhand ausgesuchter Beispiele des vor Ort je Besonderen. Gelegentlich verbleibt er dabei, auch wegen des Forschungsstands, im Exemplarischen, etwa in den Abschnitten zur „Wohnsituation“ mit dem Unterabschnitt zu den „typischen“ Lebensbedingungen von Vertriebenen in Barackenlagern – oder etwa zu Partnerschaften brandenburgischer Gemeinden zu „historisch ostdeutschen“ Städten. Trotz anderslautender Überschrift verzichtet B. im Grunde auf ein „Fazit“ seiner Studie. Der letzte Abschnitt behandelt mit der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation der Vertriebenenthematik in Brandenburg stattdessen eigentlich einen neuen Gedanken, der wiederum an Einzelbeispielen belegt wird. Dass B. dort die Integration „der noch in den Vertreibungsgebieten Geborenen“ (und offenbar auch der „Vertriebenennachfahren“) heute als abgeschlossen ansieht (S. 506), überrascht etwas, da man an anderer Stelle z. B. erfährt, dass sich anhand entsprechender Hinweise auf Grabsteinen erkennen lasse, dass regionale Eigenheiten bewahrt worden seien und sich in diesem Kapitel selbst Hinweise für eine nicht abgeschlossene Integration, z. B. auf dem Brandenburger Land, finden lassen (S. 506 f.). Zudem wird nicht recht deutlich, woran sich eine erfolgreiche Integration denn messen ließe.

Tatsächlich ist es schwierig, wenngleich auch reizvoll, ein landesgeschichtliches Gesamtbild aus B. Erkenntnissen zu entwerfen. Die Frage etwa zusammenfassend zu behandeln, wie sich die im Buchtitel erwähnten „Belastung“ und „Bereicherung“ je für die Vertriebenen, für die Einheimischen oder etwa die politisch Verantwortlichen darstellten, wäre bei manchem Leser sicherlich auf Interesse gestoßen. B. will seine Studie aber ausdrücklich auch als Plädoyer für eine weiter gehende Erforschung der Landesgeschichte Brandenburgs und der Vertriebenenproblematik verstanden wissen. Und dies gelingt ihm durchaus auf überzeugende Weise, indem er insbesondere zwei Ziele verfolgt. Erstens hält er es völlig zurecht für notwendig, „das Thema [...] in die (brandenburgische) Landesgeschichte einzuführen, [...] da diese sonst unvollständig bleiben muss“ (S. 4). Brandenburg ist als Transitregion für enorme Migrationsbewegungen und neue Heimat für Hunderttausende maßgeblich mit der Geschichte von Flucht und Vertreibung verbunden und durch den Verlust etwa eines Drittels seines Territoriums auch selbst in spezieller Weise betroffen gewesen. In Brandenburg mussten – neben anderen bedeutenden Vertriebenengruppen, die B. nach Herkunftsgebieten einzeln behandelt – eben auch Brandenburger „integriert“ werden, die wie Schlesier oder Ostpreußen Heimat und Besitz verloren hatten, ihr neues Leben aber wohl nicht immer im gleichen Maße „in der Fremde“ neu beginnen mussten. Zugleich dürften die Namen von Städten wie Schwiebus, Meseritz, Crossen oder Königsberg in der Neumark den meisten heutigen Lesern kaum noch präsent sein – was allein schon für eine fehlende Reintegration der bis 1945 östlich von Oder und Neiße gelegenen brandenburgischen, heute polnischen Gebiete in die Geschichte des Landes spricht. Somit wäre es sicher hilfreich gewesen, das Buch mit einer Karte auszustatten, auf der zumindest diese Städte, Kreise und Gemeinden verzeichnet sind, und dort dann auch mit ihren polnischen Namen.

Zweitens will der Vf. „ein im ganzen Land brauchbares und – auch für Schulen und Museen – hilfreiches Nachschlagewerk“ (S. 5) vorlegen, das den notwendigen Prozess, „das Vertriebeneneingliederungsthema in die Erinnerungsarbeit und Gedenkkultur von Kommunen stärker zu integrieren und es in Dauerausstellungen von lokalen und regionalen Museen aufzunehmen“ (S. 5), unterstützt. Dies erreicht B. u. a. mit einer alphabetisch

sortierten Kreis- und Ortsdokumentation, in der statistische Daten, Lagerstandorte, regionale Vertriebenenvereine, wichtige historische Ereignisse im Zusammenhang mit Flucht und Vertreibung sowie maßgebliche Quellen und bibliografische Angaben versammelt sind. Obwohl das Buch mit einem vorbildlichen wissenschaftlichen Apparat ausgestattet ist, dürfte es gerade in der Bildungsarbeit sinnvoll sein, sich die elektronische Version des Buches kostenlos herunterzuladen und die Möglichkeit zu nutzen, umfangreiche Volltextrecherchen durchzuführen. Im Zeitalter des Digitalen fragt man sich aber, ob bei dem großen Datenumfang nicht ein anderes Format nützlicher gewesen wäre, etwa eine Datenbank oder eine Website. Auf diese Weise könnten Ergänzungen vorgenommen und weitere Forschungen erleichtert werden.

Den geografischen Rahmen des Buches bildet im Wesentlichen die Provinz Brandenburg in den (Nachkriegs-)Grenzen des Jahres 1945. Die Beschreibung von Flucht und Vertreibung in den Orten östlich von Oder und Lausitzer Neiße bilden zwar nicht den Schwerpunkt des Buches, werden jedoch umfangreich berücksichtigt (S. 78–146). In jenen Landkreisen befanden sich zum Kriegsende bereits Menschen, die ihre Heimat verlassen hatten, etwa Flüchtlinge aus den östlich von Brandenburg liegenden Gebieten, aber tatsächlich auch aus den westlichen Kreisen der Provinz Brandenburg und aus Berlin, vor allem evakuierte Frauen und Kinder. Dem Autor gelingt es, das Hin und Her der Menschenbewegungen gerade auch aufgrund seiner Quellen eindrucksvoll zu schildern. Die Berücksichtigung der Ereignisse in Berlin hätte das Werk sicherlich gesprengt (S. 5), es sollte aber zukünftig weiter nach Möglichkeiten gesucht werden, Brandenburg und Berlin im Kontext von Flucht und Vertreibung zusammen zu denken und gemeinsam zu erforschen. B. zeigt, wie ergiebig es ist, das Los der Geflüchteten und Vertriebenen in der deutschen Nachkriegsgesellschaft gemeinsam mit dem Schicksal der alteingesessenen Bevölkerung sowie weiterer Gruppen, die zurück in ihre Heimat strebten oder sich in Sicherheit bringen wollten, zu behandeln.

Dieses Buch wird sich bald als Standardwerk für all diejenigen etablieren, die sich mit der Geschichte Brandenburgs im 20. Jh. jenseits von „Preußen und Fontane, Schlössern und Feldsteinkirchen“ (S. 5) beschäftigen, insbesondere im Bereich der von Zwangsmigration und Integration geprägten Kriegs- und Nachkriegsgeschichte und den jeweiligen regionalen Folgen. Einer allgemein interessierten Leserschaft bietet es einen facettenreichen Blick auf eine Gesellschaft, für die der Umgang mit den Themenkomplexen „Flucht, Vertreibung, Heimatverlust“ nur unter Umgehung von Tabus möglich und gleichzeitig von einer Auseinandersetzung mit Schuld und Verantwortung sowie der schwierigen Verarbeitung von Traumata begleitet war.

Frankfurt (Oder)

Magdalena Abraham-Diefenbach – Konrad-Karl Tschäpe

Béla Tomka: *Austerities and Aspirations*. A Comparative History of Growth, Consumption, and Quality of Life in East Central Europe since 1945. Central European University Press. Budapest 2020. 456 S., graph. Darst. ISBN 978-963-386-351-0. (\$ 105,—)

Wie lässt sich die wirtschaftliche Entwicklung Ostmitteleuropas seit Ende des Zweiten Weltkriegs einschätzen? Wie lässt sich die Region mit anderen Teilen Europas vergleichen? Diese Fragen treiben Ökonomen, Wirtschafts- und Sozialhistoriker seit Jahrzehnten um, vor allem seit dem Zusammenbruch des Staatssozialismus 1989 und der EU-Osterweiterung 2004. Der ungarische Historiker Béla Tomka legt mit *Austerities and Aspirations* eine detaillierte Antwort zu Polen, Ungarn, und der Tschechoslowakei (bzw. Tschechien und der Slowakei) vor. Er konzentriert sich dabei auf drei Aspekte: Wachstum, Konsum und Lebensqualität.

Detailliert diskutiert T. einleitend bereits vorliegende Gesamtstudien und Datenerhebungen (u. a. von der UN, Simon Kuznets, dem Groningen Growth and Development Center), um das methodische Werkzeug und vor allem empirische und konzeptionelle Schwächen zu erläutern. Er will so zeigen, dass ökonomische Fakten allein wenig über eine Ge-

sellschaft und die Lebensqualität aussagen. Kap. 2 beginnt mit einer weiteren Methodendiskussion und handelt über 20 Seiten zunächst von Westeuropa. Der Boom in der Nachkriegszeit und die aufkommende Konvergenz in westlichen und nördlichen Ländern sei das Resultat der rechtlichen und institutionellen Rahmenbedingungen dort gewesen. Wachstum und Konvergenz in Westeuropa hätten sich nach 1973 zwar verlangsamt, seien aber nie komplett ins Stocken geraten. Es ließe sich also schlussfolgern, dass das westeuropäische System die Herausforderung und Zäsur der Ölkrise erfolgreich bewältigen konnte.

Ostmitteleuropas Entwicklung periodisiert T. wie folgt: die Zeit des erzwungenen Wachstums 1948–1956, die Phase flexiblerer Pläne 1957–1964, die Ära der Reformen und des verlangsamten Wachstums 1965–1978 sowie die Krisenjahre von 1979 bis 1989. Trotz länderspezifischer Inkonsistenzen führte der Stalinismus zu rapidem Wachstum, offenbarte aber auch systeminhärente Schwächen. Reformen in den späten 1960er Jahren gewährten einigen Wirtschaftsbranchen zwar mehr Autonomie, aber das Staatsmonopol auf den Außenhandel, unflexible Gehälterstrukturen, die politische Macht großer Industrieunternehmen und der allgemeine Reformunwille verhinderten weiterhin Innovation und Adaption an die sich wandelnde Weltwirtschaft. Bis 1973 lag das Wachstum in Ostmitteleuropa durchschnittlich über 3 Prozent; danach stürzte es auf durchschnittlich 1,1 Prozent in der Tschechoslowakei, 0,8 Prozent in Ungarn und sogar -0,3 Prozent in Polen ab. Nicht nur habe Westeuropa Ostmitteleuropa abgehängt, die Länder innerhalb der Region hätten sich auch immer weiter auseinanderentwickelt.

Mit seinen rund 100 Seiten bildet Kap. 3 „Consumption: Structures, Practices, and Policies“ das Herzstück des Buches. Mehr als die Hälfte davon handelt von Westeuropa. Konsum in Ostmitteleuropa war geprägt von kurzen Intervallen des Wohlstands und wiederkehrenden Phasen der Entbehrung. Der Anteil der Haushaltsausgaben für Essen und Kleidung blieb über die Jahrzehnte hinweg fast konstant – konstant hoch im Vergleich zum Westen, für Tabak, Kaffee und Alkohol stiegen sie sogar. Nach Abzug der Energiekosten wäre nicht viel für Bildung, Kultur, Urlaub und Sport übriggeblieben, auch wenn Betriebe entsprechende Programme kostenfrei oder günstig anboten.

Zu kurz kommt bei T. die eigentlich spannende Analyse von Variationen im Konsumverhalten zwischen den Geschlechtern, sozialen Gruppen und Generationen. Aufgrund der Mangelwirtschaft, geringen Auswahl, niedrigen Qualität und exorbitanten Wartezeiten kam es in Ostmitteleuropa nie zu einer post-materiellen Wende wie in Westeuropa, merkt er an. Viele kompensierten die Mängel mittels der „quasi-legal, mostly tolerated“ (S. 175) Schattenwirtschaft. Diese jedoch wirkte sich auf die Zahl der tatsächlich geleisteten Arbeitsstunden aus, die – im Gegensatz zum Westen – bis 1989 stiegen. Nur zehn Seiten widmet der Vf. den Veränderungen im Freizeitverhalten und konzentriert sich hierbei auf das Fernsehen (S. 177–187). Eine Kommerzialisierung des Freizeit- und Kulturprogramms fand in Ostmitteleuropa nie statt. Aufgrund der Währungs- und Visaregularien beschränkte sich außerdem der aufkommende Tourismus auf Betriebs-, Kurz- und meist inländische Urlaube. Zwar näherte sich das Konsumverhalten innerhalb der Region an („convergence club“), doch fiel Ostmitteleuropa weit hinter Westeuropa zurück. Aus diesen Gründen lehnt T. Beschreibungen Ostmitteleuropas als einer sozialistischen Konsumgesellschaft (wie der in Bezug auf Ungarn gebräuchliche Begriff „Frigidaire-Sozialismus“) dezidiert ab (S. 193, 297).

In Kap. 4 zu Lebensqualität und dem materiellen wie immateriellen Wohlbefinden konzentriert sich T. auf den Human Development Index (HDI) und die Lebenserwartung. Tabellen zur Entwicklung des HDI von 1913 bis 2005 in 17 Ländern illustrieren die Konvergenz westeuropäischer Länder und Ostmitteleuropas Divergenz. Auch wenn die Lebenserwartung in Ostmitteleuropa generell anstieg, blieb sie hinter der Westeuropas zurück und sank für Männer in den 1980er Jahren sogar.

Um Faktoren für Veränderungen geht es in Kap. 5. T. argumentiert, dass der institutionelle Rahmen des Staatssozialismus eine für Wachstum und steigende Lebensqualität notwendige Synergie zwischen Wirtschaftsakteuren, Kapitalinvestitionen und technologi-

schen Innovationen behindert bzw. verhindert habe. Während Westeuropa sich in den globalen Konvergenztrend einfügt habe, seien die „idiosyncracies of the system“ (S. 251) für Ostmitteleuropas Divergenz in Wachstum und Lebensqualität verantwortlich.

Auf nur 35 Seiten setzt sich der Vf. dann mit den 1990er und frühen 2000er Jahren auseinander. Zunächst geht es wieder um Westeuropa, bevor er erläutert, dass Ostmitteleuropa in den frühen 1990er Jahren wenig Investitionssicherheit geboten habe, weil die Wirtschaft schneller zusammenbrach, als neue Institutionen geschaffen werden konnten. Das sowieso eingeschränkte Konsumverhalten kollabierte genau wie der Außenhandel. Die Kreditvergabe von ostmitteleuropäischen Banken und Staaten bezeichnet T. als „irresponsible“ (S. 273). Die Transformationskrise habe überall einen hohen gesellschaftlichen Preis gefordert, doch Polens Schocktherapie habe das Land immerhin am schnellsten auf den Pfad der Konvergenz mit dem Westen geführt. Während Nahrung und Kleidung billiger wurden, stiegen Wohn-, Transport-, und Kommunikationskosten. Seit den späten 1990er Jahren decke sich zumindest die Lebenserwartung mit der in Westeuropa, und die Diskrepanz in der Kaufkraft sei geschrumpft. Trotzdem stelle dieses Jahrzehnt nur eine „pause in divergence“ dar, gleichgezogen sei man mit dem Westen keineswegs. Wachstum habe Ostmitteleuropa erst ab dem Jahr 2000 zu verzeichnen (bis 2008); in Ungarn stagniere die Entwicklung seither. Die 2010er Jahre werden leider nicht berücksichtigt, was in Anbetracht der Schulden- und Eurokrise 2011/12 und der aktuellen Kontroversen um die Rolle der EU in der Region zu bedauern ist. Obwohl T. sich in der Einleitung über systemische Präferenzen erhaben erklärt (S. 17), erweckt besonders das letzte Kapitel einen anderen Eindruck: Obwohl der Vf. strukturelle Schwächen der EU eingesteht, betont er die durchweg hohe Lebensqualität und relative soziale Gerechtigkeit in den Gründungsländern.

Leser:innen sollten sich darauf gefasst machen, dass der Vf. wirtschaftsgeschichtliche Konzepte und Methoden ausgiebig diskutiert, aber zumeist als wenig hilfreich verwirft. Das Ungleichgewicht der Kapitel und Unterkapitel irritieren ebenso wie zahlreiche Redundanzen (z. B. der oft wiederholte Hinweis, dass das GDP allein die Wirtschaftslage nicht vollständig abbilde). Die zeitliche und die geografische Bestimmung im Titel – „seit 1945“ und „Ostmitteleuropa“ – greifen zu kurz. Weit über den üblichen Rahmen eines historischen Hintergrunds hinaus erläutert T. Ostmitteleuropas Entwicklung seit dem 19. Jh. Da er oberflächliche Vergleiche zu einem idealtypischen, vermeintlich homogenen Westen vermeiden wolle, beschäftigt sich das Buch zu großen Teilen nicht mit Ost-, sondern Westeuropa, wodurch Letzteres eben doch als Leitbild erscheint. Zudem hat T. in einem früheren Werk¹ bereits Gesamteuropa im 20. Jahrhundert diskutiert – eine weniger starke Fokussierung auf Westeuropa hätte dieses Buch handlicher und zugänglicher gemacht. Fragen nach „Austerity“ und „Aspiration“, der Alliteration im Titel, wird nicht explizit nachgegangen. Im Zentrum scheinen eher Konvergenz und Divergenz zu stehen, was an Hartmut Kaelbles paradigmatische *Sozialgeschichte Europas* erinnert, in der Ostmitteleuropa zugegebenermaßen zu kurz kommt. Diese bildet die Grundlage für T.s *social history*, wird im vorliegenden Werk aber trotz Parallelen nur beiläufig erwähnt.

So bleibt zu resümieren, dass T.s dreifacher Zugang – Wachstum, Konsum, Lebensqualität – einen spannenden Beitrag zur Sozialgeschichte Europas bzw. Ostmitteleuropas leistet. Der Umfang der in die Analyse und zahlreichen Illustrationen einbezogenen Daten nötigt Respekt ab. Wer die Region in den vorhandenen Überblickswerken als stiefmütterlich behandelt ansieht, findet hier Genugtuung und ausreichend Daten für aussagekräftige Vergleiche und Schlussfolgerungen. *Austerities and Aspiration* regt so zu weiterführenden Studien an.

Baltimore

Victoria Harms

¹ BÉLA TOMKA: *A Social History of Twentieth-Century Europe*, London – New York 2013.

Małgorzata Popiołek-Roßkamp: Warschau. Ein Wiederaufbau, der vor dem Krieg begann. (Fokus, Bd. 1.) Brill Schöningh. Paderborn 2021. IX, 464 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-506-70424-5. (€ 179,-)

In 1946, Polish National Conservator Jan Zachwatowicz insisted that the Nazi decimation of Polish architectural landmarks justified concerted action to “reconstruct them, rebuild them right from their foundations, to show future generations, at least, exactly what they looked like—the form still alive in our memories and accessible in our records—even if it is not authentic.”¹ Speaking before American scholars at Williamsburg in 1966, Poland’s long-serving National Museum director Stanisław Lorentz asserted that Warsaw had favored historicizing façade replicas due to a uniquely Polish “attachment to national traditions and the love of monuments of the past.”² The modern preservationist urge to simulate heritage in postwar Warsaw helped to inspire David Lowenthal’s 1975 dictum that “Nations continually reinterpret traces of their own history.”³ After Nazi defeat, old towns across communist Poland staged a selective, eternalized, “national” past—with global implications as planners around the world sought to give “faceless” modern cities an aura of “historyness”⁴: an inventive infusion of historical-looking landmarks after modern bombing and demolitions had wiped out so much that was old.

And yet, as Małgorzata Popiołek-Roßkamp exhibits in this much-anticipated publication of her 2017 PhD dissertation, planner-preservationists such as Zachwatowicz and Lorentz were *already* pursuing a nationalist reinterpretation of architectural heritage in Poland’s interwar Second Republic. Although Warsaw was devastated by the Nazis and rebuilt under communist rule, P.-R. argues, “there was a direct continuity in historic preservation from the prewar period through the postwar period in Poland. The particulars of the reconstruction plan had their origin in the renovation and restoration plan for Warsaw’s historical structures that was planned before and during the war.” Furthermore, despite the singularity of Warsaw’s near-total destruction, communist-approved reconstruction plans bore great commonalities with prevailing European architectural theories (p. 12).

Of the considerable scholarship on Warsaw’s architectural transformation, recent highlights include Jana Fuchs’s assessment of the interwar hubs Plac Zwycięstwa and Plac Teatralny; Ewa Grażyna Herber’s examination of the post-1945 reconstruction of Warsaw’s old town; an architectural survey by David Crowley; and P.-R.’s own articles.⁵ Scholars such as Arnold Bartetzky have also proven how post-1945 Poland’s architectural

¹ JAN ZACHWATOWICZ: The Program and Principles for the Conservation of our Cultural Heritage [Warsaw, 1946], in: JOLANTA FAJKOWSKA (ed.): In Memoriam Professor Jan Zachwatowicz, 1900–1983, Warszawa 1983, pp. 5–16, here p. 5.

² STANISŁAW LORENTZ: Reconstruction of the Old Town Centers of Poland, in: Historic Preservation Today: Essays Presented to the Seminar on Preservation and Restoration. Williamsburg, Virginia, September 8–11, 1963, Charlottesville 1966, pp. 43–78, here p. 51.

³ DAVID LOWENTHAL: Past Time, Present Place: Landscape and Memory, in: Geographical Review 65 (1975), 1, pp. 1–36, here p. 13.

⁴ ANDREW DEMSHUK: Three Cities after Hitler: Redemptive Reconstruction across Cold War Borders, Pittsburgh 2021, pp. 342–343.

⁵ JANA FUCHS: Städtebau und Legitimation: Debatten um das unbebaute historische Warschauer Zentrum, 1945–1989, Berlin 2020; GRAŻYNA EWA HERBER: Wiederaufbau der Warschauer Altstadt nach dem Zweiten Weltkrieg: Im Spannungsfeld zwischen denkmalpflegerischen Prinzipien, politischer Indienstnahme und gesellschaftlichen Erwartungen, Bamberg 2014; DAVID CROWLEY: Warsaw, London 2003; MAŁGORZATA POPIOŁEK: Keine Stunde Null: Das Wiederaufbauprogramm von Jan Zachwatowicz für die polnischen Altstädte nach dem Zweiten Weltkrieg, in: URSULA SCHÄDLER-SAUB, ANGELA WEYER (eds.): Geteilt – Vereint! Denkmalpflege in Mitteleuropa zur Zeit des Eisernen Vorhangs und Heute, pp. 179–189, Petersburg 2015.

reinvention drew from interwar efforts to nationalize cityscapes across the formerly partitioned territories.⁶ Building on her deep reading of this scholarship, P.-R. offers an enticing new analysis of concrete biographies and locations based on rich archival sources. With painstaking detail—set against the backdrop of Warsaw’s old town, new town, and royal route—she unpacks the continuous biographies of diverse planners, notably Lorentz and Zachwatowicz.

In her first chapter, P.-R. exposes the pre-1918 roots of Poland’s modernizing, nationalizing preservation methods in European discourses. The restoration of Krakow’s Wawel castle, wartime debates about reconstructing Kalisz after Russian devastation, and general ideas about building national pasts flowed through Galicia into partitioned Poland. Particularly original are the second chapter’s analysis of interwar planning priorities in Warsaw and the third chapter’s introduction of the *dramatis personae* who debated and drafted plans that combined a usable Polish past with what Stefan Starzyński’s 1936 exhibition called “the Warsaw of the Future” (p. 119). General distaste for preceding historicist eclecticism among Europe’s interwar preservationists and architects took on a strongly national quality in Poland. With the reestablishment of the Polish state, a “tendency toward idealization of what had taken place politically and also architecturally in Warsaw until the 1830s” prompted demolition of monuments attributed as “Russian” (notably the enormous 1912 Alexander Nevsky cathedral on Saxon Square) and the recrafting of Warsaw’s old town into an imagined premodern Polish appearance (p. 73). Though Zachwatowicz was clearly impressed by Nazi old town “sanitation” methods, P.-R. claims (without clear evidence) that his campaigns for old town hygiene lacked the “ideological involvement” (that is, racial mindset) which suffused German efforts of the time (p. 105). The fourth chapter demonstrates strong continuity in both planners and their ideas during and immediately after Nazi occupation. Allured by his interwar dreams, Zachwatowicz praised the ruins of 1945 for their “enormous possibilities” whose “results could be extremely fruitful” (p. 117). For Zachwatowicz and his colleagues, unparalleled destruction opened a singular chance to realize their most radical historicizing plans from the 1930s.

Experts may discover new continuities in the lengthy fifth chapter’s architectural case studies. Already the book’s preface whets one’s interest with the seemingly oversized Messalka house (named after singer Lucyna Messal, a famous inhabitant). Longstanding preservationist ambitions to eliminate the Messalka house gained sway after it was damaged and nationalized by the late 1940s. The resulting “two-story houses with façades in a Baroque-Neoclassical style” meshed with surrounding buildings to depict an idealized pre-partition golden age (p. 4). Desire for such renovations had already produced a civic initiative in 1906, which displaced impoverished (often Jewish) old town residents and renovated historic buildings; by the 1920s, municipal leaders were having old town façades repainted to stage pre-1800 splendor. Critique at this superficial solution to decayed living conditions prompted plans to renovate interiors similar to efforts in Nazi Germany, but only the 1936–1938 campaign by Zachwatowicz (as architect) and Lorentz (as city preservationist) to reconstruct Warsaw’s medieval walls as a “national monument” had taken shape before the outbreak of war in 1939 (p. 227). Richly detailed here for the first time, the story exhibits Zachwatowicz’s early sense that replicas could function as “historic preservation,” applying “stylistic unity under simultaneous attentiveness to the demands of modern urban planning” (p. 230), as well as pre-communist awareness that “the abolition of property rights and the implementation of substantial state resources” could foster historical reconstructions (p. 235). Further case examples include the modernizing, nationaliz-

⁶ See, for instance, ARNOLD BARTETZKY: *History Revised: National Style and National Heritage in Polish Architecture and Monument Protection—before and after World War II*, in: MATTHEW RAMPLEY (ed.): *Heritage, Ideology, and Identity in Central and Eastern Europe: Contested Pasts, Contested Presents*, Woodbridge 2012, pp. 93–113.

ing historyness applied to numerous churches and streetscapes, as well as Warsaw's royal palace.

Beautifully bound with 85 color and 198 b/w architectural photos, blueprints, and historical maps, P.-R.'s archivally informed research articulates how the post-1918 "emphasis on Warsaw's glorious architectural past [to] prove the right to Poland's political existence" thrived after 1945, when the same actors sought "restoration" of the city center through "Polonization" thanks to wartime destruction and communist expropriation (pp. 332–333). A strength is the author's regular articulation of how Warsaw planning interconnected with ideas across Europe. Zachwatowicz learned from the Nazi "sanitation" of old towns such as Frankfurt am Main and Kassel; and the final, sixth chapter sketches how after the 1960s Warsaw become a model for idealized old towns everywhere. P.-R.'s necessarily close attention to Warsaw does mitigate against substantial comparative analysis, however, which could have proven fruitful. For instance, the communist-era reconstruction of Wrocław as an ancient "Polish" city was strongly based upon Rudolf Stein's interwar plans to remake Breslau into an ancient "German" city. Integration of deep research from other centers might well de-singularize interwar Warsaw planning, even as it reinforces postwar Warsaw's reputation as an archetype for crafting homogenized, simplified urban narratives for modern-national consumption.

Washington, DC

Andrew Demshuk

Nicole Kandioler: Widerständige Nostalgie. Osteuropäische Film- und Fernsehkulturen 1965–2013. transcript. Bielefeld 2021. 291 S., Ill. ISBN 978-3-8376-4750-1. (€ 34,99.)

Die vorliegende Monografie von Nicole Kandioler ist keine Geschichte des osteuropäischen Films und Fernsehens, wie die Autorin auch selbst betont (S. 264). Was aber ist das Buch dann? K. verspricht eine „Relektüre der osteuropäischen Filmgeschichte(-n)“ (S. 9), und zwar aus einer Perspektive, die nicht von der bisherigen westeuropäischen Geschichtsschreibung verzerrt werde und die Verflechtungen zwischen den nationalen Kinematografien wahrnehme. Dafür entwickelt K. ein ebenso innovatives wie kompliziertes Forschungsverfahren, das sog. Double Feature, in dem sie jeweils zwei Szenen aus zwei unterschiedlichen Filmen miteinander vergleicht bzw. zusammen interpretiert. In Anlehnung an Alain Bergala charakterisiert K. diese Methode als „Pädagogik des Fragments“ (S. 71). Die Double Features bestehen jeweils aus einem älteren, d. h. vor 1989 gedrehten, und einem neueren Film. Fünf der elf Double Features stellen Werke aus demselben nationalen Kontext zusammen; sechs kombinieren Filme aus unterschiedlichen Ländern Osteuropas – bzw. Mitteleuropas, wie man Deutschland, Tschechien (Tschechoslowakei), Polen, Ungarn, Österreich und Rumänien eigentlich bezeichnen sollte. Die Ansprüche, die K. mit dieser Methode verknüpft, sind groß: Sie soll „blinde Flecken in der Erfassung osteuropäischen Filmschaffens“ (S. 29) füllen, das historiografische Narrativ der „Gleichsetzung der gesamten osteuropäischen Filmgeschichte mit der sowjetischen Ära“ und „nationale[r] Identitäten, im Sinne von Moskaus Machtinteressen“ (ebenda) hinterfragen, den „Fokus auf westeuropäische Kritik und Theorie“ in Bezug auf osteuropäische Filme (S. 30) überwinden sowie die „Romantisierung des Auteur“ (ebenda) infrage stellen. Durch die Aufdeckung „intermedialer Referenzen“ strebt K. die Erfassung einer von ihr so bezeichneten „Counter-Nostalgie“ im osteuropäischen Kino an (S. 53), womit sie das „subversive Potential der Nostalgie“ meint.

Löst K. diese ambitionierten Versprechen ein? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, welche Maßstäbe wir ansetzen. Betrachten wir die Monografie als Beitrag zu einer spezialisierten Forschung – was sie letztendlich ist, denn es handelt sich um eine Dissertation – so erweist sich K.s Anwendung des Double Features meines Erachtens als wenig zielführend. Unklar bleibt nämlich, nach welchen Kriterien K. die Filme und Szenen auswählt. Die osteuropäischen Kinematografien der letzten 50 Jahre sind dermaßen reich an Titeln jeglicher Art, dass sich bei einer Auswahl von nur 22 Szenen für jedwede These ein

Beleg finden ließe. Die Szenen sind nach thematischen Gemeinsamkeiten geordnet: a) Narrative der Heterosexualität, b) Fernsehen, Feminismus und nationale Identität, c) Kollektives Trauma und „Competing Memories“, d) Genre, Ironie und Nostalgie. Es handelt sich also um gewaltige Themenkomplexe, die kaum auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden können. Folglich besteht der analytische Teil, der zwei Drittel des Buches umfasst, aus Filmbeschreibungen und detaillierten Interpretationen einzelner Szenen, die in zwei kurzen, insgesamt zehnsseitigen Fazits münden.

Eine andere Option wäre die Lektüre des Buches von K. aus einer kuratorischen Perspektive. Diese Möglichkeit signalisiert die Autorin selbst: „Wenn ich das Double Feature als kuratorische Praxis begreife, so deshalb, weil ich damit die Auswahl der Film- und Fernsehproduktionen als stark subjektive ausweisen möchte“ (S. 76). Das Vorhaben von K. könnte hervorragend als multimediale Ausstellung funktionieren, bei der man einzelne Filmszenen einander gegenüberstellen würde. Die Zusammensetzung älterer und neuerer Filme, polnischer, tschechischer (bzw. tschechoslowakischer), ungarischer, rumänischer, deutscher und österreichischer Blicke auf Heterosexualität, Feminismus, Traumata und Nostalgie könnte im künstlerischen Modus viele Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede aufdecken. In diesem Sinne wäre das Vorhaben sicherlich äußerst bereichernd und aufschlussreich, nur würde es dabei nicht auf wissenschaftliche Argumente, sondern auf Einblicke und Impressionen abzielen.

Nun ist die Monografie von K. aber eine wissenschaftliche Publikation und wird hier als eine solche rezensiert. So sehr man sich wünschen mag, ein Kunstprojekt auf der Grundlage dieses Buches zu betrachten, so skeptisch muss das Urteil einer wissenschaftlichen Begutachtung ausfallen. Das Verdienst von K. besteht vor allem in der Weiterentwicklung des Double Features. Manche der von K. vorgelegten Analysen sind innovativ und enthalten beachtenswerte Bemerkungen. Die Zusammensetzungen sind manchmal überraschend, aber dennoch meistens inspirierend. Allerdings überzeugen sie leider kaum als Bestandteile einer wissenschaftlichen Argumentation, die zur Lösung der in der Einführung identifizierten Forschungsprobleme beitragen sollen, nicht zuletzt auch wegen des sperrigen und wenig leser:innenfreundlichen Schreibstils.

Warszawa

Magdalena Saryusz-Wolska

Gerhard Greß, Jörg Petzold: *Ostpreußen und seine Verkehrswege. Teil 1 bis 1945. Verlagsgruppe Bahn GmbH (VGB) – Klartext Verlagsgesellschaft mbH. Fürstenfeldbruck – Essen 2018. 375 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-8375-2063-7. (€ 59,95.)* – Dank seines großen Formats und der zahlreichen, überwiegend historischen Aufnahmen kann *Ostpreußen und seine Verkehrswege* durchaus als *coffee table book* bezeichnet werden. Das Buch wendet sich an Eisenbahnliebhaber und Interessierte der ostpreußischen Geschichte. Motive der Fotos sind Bahnhöfe, Lokomotiven, Züge, Eisenbahnbrücken, Häfen, Flugzeuge und Schiffe. Menschen sind vor allem als Reisende oder Bahnarbeiter abgebildet. Im Abschnitt über die Zeit des Nationalsozialismus finden sich außerdem Aufnahmen von prominenten Parteifunktionären und Politikern sowie mit Hakenkreuz versehenen Objekten wie Lokomotiven, Autos oder Fahnen. Die Publikation lässt sich grob in drei Abschnitte untergliedern. Einem einleitenden Teil mit Informationen über Ostpreußen und die Anfänge des Eisenbahnwesens in diesem Gebiet (S. 4–87) folgt ein umfangreicher Abschnitt, der die Ostdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft sowie den Bau und Betrieb von Klein- und Privatbahnen in den verschiedenen Regionen Ost- und Westpreußens behandelt (S. 88–236). In der Einleitung kündigt Jörg Petzold hierzu an, dass insbesondere deren Rolle bei der wirtschaftlichen Entwicklung der vorwiegend landwirtschaftlich geprägten Regionen im Mittelpunkt stehen soll (S. 88). Abgesehen von Hinweisen darauf, dass dieses Verkehrsmittel neue Arbeitsplätze schuf, bleibt dieser spannende Aspekt jedoch unbeleuchtet. Das letzte Drittel des Buches (S. 237–373) widmet sich der Geschichte Ostpreußens von der Zwischenkriegszeit bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Auch hier liegt der Fokus auf den verschiedenen Verkehrsmitteln, neben der Eisenbahn werden auch die Schiff- und Luftfahrt sowie das Automobilwesen gestreift. Auf den letzten Seiten sind zusätzlich Beiträge von Ruprecht Mühlbacher und Volkhart Stern abgedruckt, die, vergleichbar mit Zeitzeugenberichten, über die Ereignisse im Jahr 1945 berichten. Die Autoren erheben nicht den Anspruch, eine (geschichts)wissenschaftliche Arbeit verfasst zu haben. An verschiedenen Stellen wenden sich Gerhard Greß und Petzold direkt an die „liebe[n] Leserinnen und Leser“. So fehlen auch eine leitende Fragestellung und Ausführungen zur Theorie und Methode. Das Literaturverzeichnis umfasst 28 deutschsprachige Publikationen. Im Text finden sich keine Verweise auf die verwendete Literatur. Ein Personen- und Ortsregister sowie ein Verzeichnis der zahlreichen Abbildungen und Karten fehlen. Lediglich das Inhaltsverzeichnis bietet eine gewisse Orientierung. Als Motive zur Entstehung dieser Publikation können die Bewunderung der Landschaft sowie das Interesse an den technischen und raumschaffenden Aspekten der Eisenbahn ausgemacht werden. Im Vorwort gibt Petzold außerdem an, dass ihn das während mehrerer Fronturlauben in den Jahren 1940/41 in Ostpreußen entstandene Fotoalbum seines Vaters dazu veranlasst habe, sich eingehender mit der Geschichte dieser Region zu beschäftigen. Mit seinen zahlreichen Abbildungen und Informationen über die Entwicklung des Eisenbahnwesens in diesem Gebiet eignet sich dieses Buch, um einen ersten Einblick in dieses Thema zu bekommen. Es kann als Anregung für weitere, vertiefende Forschungen herangezogen werden.

Wien

Nadja Weck

Hannes Heer, Christian Streit: *Vernichtungskrieg im Osten. Judenmord, Kriegsgefangene und Hungerpolitik. Hrsg. u. mit einem Vorwort von Frank Heidenreich und Lothar Wentzel. VSA Verlag. Hamburg 2020. 240 S. ISBN 978-3-96488-039-0. (€ 19,80.)* – Hannes Heer und Christian Streit befassen sich in diesem Band in jeweils zwei Aufsätzen mit den Verbrechen der Wehrmacht in Polen und in der Sowjetunion. Es handelt sich um die aktualisierte und erweiterte Ausgabe eines Buches, das ursprünglich aus einer vom IG-Metall-Bildungszentrum Berlin im Jahr 2011 anlässlich des 70. Jahrestags des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion veranstalteten Tagung hervorgegangen war.¹ H. behandelt zunächst den deutschen „Massenmord nach Plan“ (S. 18) in der Sowjetunion. Er belegt den grausamen Alltag des Vernichtungskriegs mit Auszügen aus Tagebüchern und Briefen und geht der Frage nach, wie der „Prozess der Barbarisierung“ (S. 47) der Soldaten ablief. Er weist auf die Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg, die Gewöhnung an das Morden in Polen ab September 1939 und die bedeutende

¹ CHAJA BOEBEL, FRANK HEIDENREICH u. a. (Hrsg.): *Vernichtungskrieg im Osten und die sowjetischen Kriegsgefangenen. Verbrechen – Verleugnung – Erinnerung*, Hamburg 2012.

Rolle der Propaganda im NS-Staat hin, die zu einer „Dehumanisierung und Bestialisierung des Gegners“ geführt habe (S. 56). In seinem zweiten, neu geschriebenen Aufsatz befasst sich H. mit der Rolle der Wehrmacht beim Judenmord in den ersten beiden Monaten des deutsch-sowjetischen Krieges. Er betont erneut die „polnische Lektion“ (S. 71) sowie die Bedeutung der Propaganda für die Brutalisierung der Soldaten und führt zahlreiche Beispiele für die Beteiligung der Wehrmacht am Judenmord an. Nach dem Einmarsch in die Sowjetunion sei der „Judenhass explodiert“ (S. 94). Die Steigerung der Gewalt war zunächst aber auch von den jeweiligen Befehlshabern abhängig. Die „Judenfrage“ sei gleichwohl, so H., „vom ersten Tag an Bestandteil des normalen militärischen Geschehens“ (S. 113) gewesen. St. skizziert in einem neu verfassten Beitrag die deutsche Hungerpolitik in den besetzten sowjetischen Gebieten und betont, dass die Wehrmacht alle Entscheidungen für den Krieg gegen die Sowjetunion in der ersten Jahreshälfte 1941 in der Annahme eines sicheren Sieges gefällt habe. Um einen Zusammenbruch der „Heimatfront“ wie im Ersten Weltkrieg zu verhindern, sollten die Nahrungsressourcen der eroberten Gebiete rücksichtslos ausgebeutet werden. Dies musste zwangsläufig zum Hungertod von Millionen Menschen führen. Weil der Angriff der Wehrmacht ins Stocken geriet, wurde der „Hungerplan“ den Realitäten angepasst. Nun sollte der Hunger jene treffen, die von den Besatzern in Ghettos oder Lagern zusammengepfercht worden waren: Juden und Kriegsgefangene. Die Folge der Kriegsentwicklung war eine „Kahlfraßzone“ (S. 159), aus der jegliches Essbare herausgezogen worden war. Die Wehrmacht setzte die Hungerpolitik ohne Einschränkung um und ging gegen Soldaten vor, die versuchten, der Zivilbevölkerung zu helfen. Hieran anschließend befasst St. sich mit dem Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen in deutscher Hand, einem Thema, das er 1978 mit seiner bahnbrechenden Dissertation auf die Forschungsagenda gebracht hat. Die mangelnde Vorbereitung der Wehrmacht auf die Gefangenen führte zu einem Massensterben: Im Oktober 1941 waren bereits 600 000 Rotarmisten in deutscher Hand ums Leben gekommen! Auch St. weist auf die bedeutende Rolle der Propaganda, des Antibolschewismus und des Antislawismus bei der Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen hin. Jedoch, so sein Fazit, sei es „falsch, von einer planmäßigen Ermordung der Gefangenen durch die Wehrmacht zu sprechen, auch wenn einzelne Militärs dem Sterben nichts in den Weg setzten oder es gar vorantrieben“ (S. 179). Der Band bietet keine grundlegend neuen Erkenntnisse, macht aber noch einmal eindrucksvoll deutlich, warum das im Nachkriegswestdeutschland vorherrschende Bild der „sauberen Wehrmacht“, an dem auch die Forschung lange Zeit – bis zu der von H. konzipierten und 1995–1999 gezeigten, heftig angefeindeten und umstrittenen ersten Wehrmachtausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung – nicht hatte rütteln können, ein „Trugbild“ (S. 60) gewesen war.

Frankfurt am Main

Jörg Osterloh

